

Volks-Tribüne

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus). Einzelne Nummer 15 Pf. Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition: 80. (26), Elisabeth-Ufer 55. Ausgabe für Spediteure: „Volksblatt“, Weuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Pettizeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet. Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf. Inseraten-Annahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55. Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Nr. 39.

Sonnabend, den 27. September 1890.

IV. Jahrgang.

Zum 1. Oktober. — Zur Taktik der Sozialdemokratie. — Noch einmal der Parlamentarismus. — Gewerbliche Frauenarbeit. — Moderne Cortur. — Amerikanisches Schweinefleisch. — Schnitzel.

Gedicht. — Novelle. — Aus meinem Sauerndspiegel. — Zur Kunstgeschichte. — Die Bedeutung der Gewerkschaftsbewegung für die allgemeine politische Arbeiterbewegung. — Allerhand „ernste Worte“.

Die Postabonnenten unseres Blattes

erinnern wir daran, ohne Säumen und vor Monatschluss ihr Abonnement zu erneuern, das sonst von der Post als erloschen betrachtet wird. Preis pro Vierteljahr Mk. 1,50 (bei Selbstabholung am Postamt.)

Die Kreuzbandabonnenten

bitten wir, wo es irgend angeht, vom 1. Oktober an direkt von der Postanstalt zu beziehen. Die Bestellungen müssen möglichst bald, jedenfalls vor Monatschluss bewirkt werden und können bei allen Postanstalten des Reiches erfolgen (unter Nr. 893 der Zeitungspreisliste für 1890).

Zum 1. Oktober.

Nur noch wenige Tage trennen uns vom 1. Oktober, an welchem nach zwölfjährigem unheilvollen Wirken das Sozialistengesetz begraben werden soll. Die Arbeiter, welche unter dem Geseze zu leiden hatten, sehen sein Ende ruhigen und stolzen Sinnes nahen. Sie wissen, welchen weltgeschichtlichen Triumph dieser Verzicht auf die Ausnahmezustand genannte Gewaltpolitik für die proletarische Partei bedeutet.

Und nun vergleiche man mit dieser gesohnten Stimmung die schlotternde Gespensterfurcht, die in den Organen des Kartells ihr Wesen treibt! Das kann keine Ruhe finden bei dem Gedanken, die liebe Polizei verliere etwas von ihren Machtbefugnissen.

Sie sehen schon die soziale Sintfluth alle Dämme überschr emmen, bloß weil die Ausweisungen, die Auf-

lösungen der Versammlungen und die Zeitungs- und Broschürenverbote fortfallen sollen. Der einzige Trost dieser Polizeigeister ist noch, daß das gemeine Recht, mit reichstreuer Gefinnung ausgelegt, zur Noth an Stelle des Sozialistengesetzes treten und die Politik desselben weiterführen kann. Aber wird das helfen? Da eben liegt's!

Das Geheimniß jener krampfhaften Angst vor dem 1. Oktober ist der bange Zweifel, ob jene Mittel, mit denen man zu siegen meinte, da sie einmal ihren Dienst versagt, überhaupt jemals wieder etwas Tüchtiges versangen werden. Wenn der „eiserne“ Kanzler, der vergötterte Heros der Bourgeoisie, an dem Felsen Sozialdemokratie zerschellt ist, wer kann da noch hoffen, daß ohne ihn ein polizeilicher Ansturm auf die Partei gelingen werde.

Ja — es sieht schlimm aus mit dem polizeilichen Kampfe gegen unsere Bewegung. Und die „geistigen Waffen“, nun zu denen hat man doch auch gründlich das Vertrauen verloren; wenn Herr Richter uns in der „Freisinnigen Zeitung“ gelegentlich droht, er werde uns vom Leder ziehen und uns, sobald das Ausnahmegezez gefallen, logisch zu Leibe gehen, so gehört das zu den wohlthätigen Burlesken, die den Ernst der Lage fröhlich erheitern.

Wenn es mit dem Geiste nicht geht, muß die Polizei herhalten. Nun sie hat in den 10 Jahren von 1878 bis 1888 1300 Druckschriften verboten, sie hat 332 Arbeitervereine, darunter 17 gewerkschaftliche Centralverbände mit Hunderten von Lokalmitgliedschaften, sie hat Arbeiterkranken- und Unterstützungskassen in Menge aufgelöst und mit Hilfe der Gerichte viele Hunderte braver Arbeiter eingekerkert und ruiniert.

Die Polizei that also ihre Schuldigkeit vollständig und man begreift daher die Fassungslosigkeit der Bismarckpresse bei den Begräbnisfeierlichkeiten des Sozialistengesetzes. Wenn das nicht geholfen, was soll dann helfen? Was? Ja was, meine Herren?

Das Sozialistengesetz hat sich nicht allein als ohnmächtig erwiesen, den Siegeszug der Sozialdemokratie aufzuhalten, es hat sehr gegen den Willen seiner Urheber mächtig dazu beigetragen, alle überkommene Autorität im Innersten zu erschüttern. Die radikal-politische Gefinnung unserer Partei, welche von der Regierung stets als das Anstößigste in unserem Programm empfunden wurde, ist durch das Verhalten dieser Regierung selbst auf das äußerste verschärft. Oder glaubt man etwa, den Arbeiter ungestraft 12 Jahre rechtlos machen zu können? Eine solche Verfolgung ruft das tiefste Mißtrauen gegen die Polizei und den Richterstand, sowie gegen den Auftraggeber derselben, den Staat selbst, hervor.

die es verlangte, haben das Proletariat nur fester aneinander geschmiebet; und der siegreiche Widerstand gegen die Politik der Unterdrückung, erschütterte auf immer den Glauben, daß diese Bewegung durch Gewalt sich niemals werde aufhalten lassen.

Die unabweißliche Erkenntniß, daß sich die Macht machtlos erwiesen, daß sie ihre Machtlosigkeit selbst eingestehen muß, erzeugt wie die bürgerliche Oktoberangst, so den proletarischen Oktoberstolz. Gewaltig ist die Bahn, die wir noch zu durchschreiten haben. Aber aus diesen zwölf Jahren eines jugendlichen Kampfes nehmen wir den unerschütterlichen Glauben mit uns, daß wir die Bahn verfolgen werden bis zum Ende, was auch feindliche Gewalt uns immer entgegenthürmen mag.

Zur Taktik der Sozialdemokratie.

H. T. Wenn von unserer Parteitaktik gesprochen wird, verstehen wir darunter in erster Linie das Vorgehen zur Erreichung der sozialdemokratischen Ziele: Vergeellschaftung der Produktionsmittel und damit Umwandlung der privatkapitalistischen Wirtschaftsweise in die sozialistische — eine Umwandlung, welche Aufhebung der Klassengegensätze bedeutet.

Die Erreichung der Ziele unserer Partei bedingt eine ganz neue Gesellschaft und setzt den Untergang der alten voraus. Es ist deshalb nur natürlich, wenn sich zwischen den Vertretern der alten Gesellschaftsordnung und den Vorkämpfern einer neuen, den Sozialdemokraten, ein heftiges Ringen entwickelt — ein Kampf, der desto hartnäckiger wird, je näher der entscheidende Augenblick kommt, je mächtiger und zielbewusster das Proletariat als Träger der Sozialdemokratie wird.

Indem also die heutige Gesellschaft ein Hinderniß für die Ziele der Sozialdemokratie ist, bildet das Verhalten ihr gegenüber einen wesentlichen Punkt unserer Taktik. Und da steht es doch wohl fest, daß wir Alles zu thun haben, was die Befestigung und den unausbleiblichen Ruin der modernen Gesellschaft beschleunigen kann.

Zunächst muß festgehalten werden, daß unser Einfluß auf den Gang der ökonomisch-sozialen Entwicklung von geringer Bedeutung ist und daß wir dieser Entwicklung keine anderen als die ihr von den gegebenen Verhältnissen vorgezeichneten Bahnen weisen können. Aber indem wir erkannt haben, daß die Entwicklung sich in einer ganz bestimmten Weise vollzieht, indem wir ferner ein Theilchen der in dieser Entwicklung wirkenden Elemente repräsentieren, stehen wir unter dem Drucke der Nothwendigkeit, wenn wir zu Gunsten unserer Sache in die Verhältnisse eingreifen.

Nun zu der Frage: in welcher Weise können wir die Erreichung unserer Ziele, d. h. zunächst die Vernichtung der heutigen Klassengesellschaft befördern? Und was können wir schon jetzt zur Hebung der Lage des Proletariats thun? Bei Beantwortung dieser Fragen stoßen wir vor allen Dingen auf den Parlamentarismus. Daß es unmöglich ist, die sozialdemokratischen Ziele auf dem Wege des Parlamentarismus zu erreichen, unterliegt wohl keinem Zweifel. Das Parlament ist eine Institution des modernen Staates, der seinerseits nichts anderes bedeutet, als eine Organisation der herrschenden Klassen zur Niederhaltung der arbeitenden Bevölkerung.

hervorgehoben und die Klassengegensätze modifiziert hat. Der Parlamentarismus wird bedingt durch die modernen kapitalistischen Produktionsweise und die Spaltung der Gesellschaft in die Klasse der Bourgeoisie und der Lohnarbeiter. Somit ist das Parlament die spezifische Form, unter welcher die Bourgeoisie an den Regierungsgeschäften Theil nimmt und ihre Interessen gegenüber anderen Gesellschaftsklassen vertritt, insbesondere die Ausnutzung der Arbeitskraft des Proletariats gesetzlich sanktioniert.

In dem Maße, wie die Sozialverhältnisse durch die ökonomische Entwicklung revolutioniert werden, wird auch die Zusammensetzung des Parlaments eine Veränderung erfahren; je mehr alle Bevölkerungsklassen darin ihre Vertretung finden, desto verwickelter wird der sich dort abspielende Interessenkampf. Immer aber behalten die herrschenden Klassen das Übergewicht und sie werden auch kein Haar breit von ihrer Herrschaft abtreten. Wir werden nie im modernen Parlament, wie im deutschen Reichstage eine Majorität haben, zur Umwandlung der heutigen Gesellschaft in eine sozialistische. Denn das heißt voraussetzen, daß die Produktionsweise unsere gegenwärtige Gesellschaft bereits derartig zerlegt und proletarisirt hätte, daß die Bourgeoisie überhaupt unfähig wäre, eine Majorität zu bilden. Wenn wir aber soweit sind, dann haben wir auch keinen Staat und Reichstag mehr nötig; dann wendet man sich nicht erst an diese überwundene Institution der alten Gesellschaft, sondern man nimmt die Neuordnung der Dinge ganz anders vor.

Laßen sich unsere Ziele also mit der Hilfe des Reichstags nicht erreichen, so fragt es sich doch, ob mit diesem Regierungsapparat der kapitalistischen Gesellschaft nicht schon heute für die Arbeiterklasse etwas zu erzielen ist und ob dies nicht auf anderem Wege besser ermöglicht werden kann. Wir geben uns auch in dieser Beziehung keinen Illusionen hin und glauben nicht, daß durch den Parlamentarismus für die Arbeiterklasse etwas Nennenswerthes, ihre Lage durchgreifend Besserndes zu erreichen ist; denn wenn der Reichstag das Mittel ist, durch welches die besitzenden Klassen ihre Herrschaft über das Proletariat befestigen, so werden die Vertreter der Arbeiter ihre einigermassen bedeutenden Forderungen niemals durchsetzen; die herrschenden Klassen werden sich im Reichstage beispielsweise nicht zur Annahme einer wirksamen Arbeiterschutzgesetzgebung überreden lassen, solange dies nicht ihr eigenes Interesse erheischt. Wenn die Kapitalisten den Arbeiterschutzgesetzvorschlügen zustimmen, so geschieht dies oft nur, weil der Kleinbetrieb durch die Aufwendungen, welche für ihn der Arbeiterschutz verursacht, übermäßig belastet und in der Folge ruiniert wird. Außerdem liegt es noch in vielen anderen Beziehungen im Interesse der Unternehmer, Arbeiterschutzbestimmungen einzuführen. Deshalb wird die Bourgeoisie auch schließlich von selbst diesbezügliche Vorschläge machen; und wenn sie dazu den nötigen Scharfsinn nicht besitzen sollte, wird sie in Folge des Druckes der gährenden Klassen zum Arbeiterschutz gedrängt werden. Eine „Sozialreform“ ist also auch ohne Theilnahme der Arbeiter am Parlamentarismus zu erwarten.

Was demnach die Sozialdemokratie in sozialpolitischer Beziehung für das Proletariat erzielen kann, wird immer genau soviel sein, wie den herrschenden Klassen recht ist; und recht ist diesen nur, was ihnen keine Opfer auferlegt, aber möglichst hohen Nutzen bringt. Man kann sich daher vorstellen, wieviel dabei für die Arbeiterklasse herauspringen wird. In der Hauptsache wird an der Lage der Lohnarbeiterklasse selbst durch den besten Arbeiterschutz nichts geändert. Die Kleinigkeiten, welche mit vieler Mühe und nach großen Kämpfen errungen werden, entsprechen nicht im Geringsten dem Lärm, der dabei gemacht wird.

Wenn auch der Reichstag wirklich „arbeiterfreundliche“ Gesetze beschließen wird, so bedeutet dies doch für die Praxis gar nichts; denn es ist immer noch der Bundesrath vorhanden, der die Beschlüsse einfach in den Papierkorb werfen kann. Ferner taugt das beste Gesetz solange nichts, wie die Ausführung in den Händen der herrschenden Klassen ruht und das wird stets der Fall sein, solange die herrschende Klasse eben die herrschende ist!

Diese Taktik kann sogar für die Sozialdemokratie eine nicht zu unterschätzende Gefahr in sich schließen. Indem man sich zu sehr auf die „praktische“ Politik verlegt und mit umfangreichen Reformwerken in's Feld rückt, wird nur allzu leicht der Gedanke erweckt, als sei die sozialreformatorische Erfolgspolitik das Wesen der Sozialdemokratie und als könne auf diese Weise bereits in der heutigen Gesellschaft eine befriedigende Besserstellung des Proletariats erreicht werden. Wenn die Sozialdemokratie auf diese ihre „positive“ Thätigkeit das Schwergewicht verlegt, muß sie auf der schiefen Ebene der Erfolgspolitik zum Possibilismus hinabgleiten, der eben nur solche Forderungen stellt, die das Wesen der modernen Gesellschaft, die Quelle alle Elends, nicht antasten. Man ist auf bloßes soziales Flickwerk angewiesen und kann, je nach Umständen, mit den reaktionärsten Bestrebungen zur sogenannten Hebung der arbeitenden Klassen sympathisiren.

Selbstverständlich sind wir keine Gegner des Arbeiterschutzes, wenn wir behaupten, daß die sozialdemokratische Reichstagsfraktion in dieser Beziehung nennenswerthe Erfolge nicht haben kann. Freilich ist es Aufgabe unserer parlamentarischen Vertretung, aus der inszenirten „Sozialreform“ für die Arbeiterklasse möglichst viel herauszuschlagen. Wir müssen die herrschenden Klassen durch Wort und Schrift, durch unermüdete Agitation, durch Demonstrationen und sonstige Kundgebungen drängen,

mit sozialreformatorischen Vorschlägen hervorzutreten. Ueberall, wo dem Arbeiter Schaden droht, fordern wir Abhülfe — wie die herrschenden Klassen die Erfüllung dieser Forderung bewerkstelligen, ist ihre Sache; jedenfalls haben wir ihnen nicht den Weg zu zeigen oder zu ihrer Bequemlichkeit große Gesetzesentwürfe auszuarbeiten. Pflicht der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion ist dabei nur, darüber zu wachen, daß die „Sozialreform“ nicht mit reaktionären, die Bewegungsfreiheit der Arbeiterklasse hemmenden Bestimmungen versehen wird. Ferner hat sie darauf zu sehen, daß durch die ganze Sozialpolitik nicht die wirtschaftliche Entwicklung aufgehalten wird, daß beispielsweise dem Untergange geweihte Produktionsformen, wie der Kleinbetrieb, nicht gestützt und konservirt werden; im Gegentheil ist dafür zu sorgen, daß man auch bei der Sozialreform die möglichst rasche Vernichtung des Kleingewerbes im Auge behält. Gerade eine umfangreiche Sozialpolitik kann in dieser Beziehung äußerst revolutionär wirken.

Es ist bereits die Frage aufgeworfen worden, ob denn das Parlament bei der Verbesserung der Arbeiterlage nicht ganz umgangen werden könne. Wir müssen diese Frage entschieden bejahen. Unter gewissen Voraussetzungen ist das Proletariat imstande, sich Verbesserungen seiner Existenz von Fall zu Fall selbst zu erkämpfen. Oberste Bedingung ist natürlich, daß die Arbeiter organisiert sind und völlige Koalitionsfreiheit besitzen. Letztere zu erringen und alle Hindernisse der Arbeiterbewegung aus dem Wege zu räumen — das sollte unser erstes Ziel sein. Dann würde unserer Sache weit mehr genützt, als durch die umfanglichsten Arbeiterschutzgesetze. Ist die Arbeiterschaft organisiert und kann sie sich auf garantierte Koalitionsfreiheit stützen — dann wird sie Alles, was zur Hebung ihrer Lage dient, selbstständig und eventuell durch Streiks erringen. Durch dieses Kämpfen bleibt die Arbeiterbewegung immer rege; ihre Kräfte bleiben immer in Thätigkeit. Dies stärkt das Solidaritätsgefühl, das Vertrauen auf die revolutionäre Energie der Klasse. Nur ein selbstbewusstes, organisiertes und solidarisiertes Proletariat ist fähig, an seiner Emanzipation erfolgreich zu arbeiten!

Bei dieser Gelegenheit sei unsere Stellung zu den Streiks überhaupt präzisirt. Wir betrachten jeden Streik als einen Ausfluß der kapitalistischen Produktionsweise. Er ist unter den gegebenen Verhältnissen unausbleiblich — eine Nothwendigkeit und das einzige Mittel des Arbeiters, seine berechtigten Forderungen mit Nachdruck geltend zu machen. Deshalb ist jeder Streik für berechtigt zu erklären — umso mehr, als sowohl auf Seiten des Unternehmers wie des Arbeiters keine moralischen sondern nur Machtfragen entscheiden. Und jeder Streik ist der sozialdemokratischen Sache vorthellhaft. Wird er verloren, so kommen die Arbeiter zu der Erkenntniß, daß sie einer besseren Organisation und größerer Umsicht und Energie bedürfen; bei nächster Gelegenheit werden sie aus dieser Erfahrung eine Lehre ziehen. Wird dagegen der Streik gewonnen, so ist der Vorthell offenkundig. Neben einer greifbaren Errungenschaft bringt der Streik auch eine Kapitalkonzentration mit sich, weil vielfach die kleineren Unternehmer in Folge des Ausstandes zu Grunde gehen; und jede Kapitalkonzentration bedeutet einen Fortschritt, denn sie vereinfacht den späteren Klassenkampf und beschleunigt den Ruin der bürgerlichen Gesellschaft. Darum ist es für die rasche Verwirklichung unserer Ziele umso besser, je höhere, das Kleinkapital vernichtende Forderungen die Arbeiter erkämpfen. Außerdem hat jeder gewonnene Streik einen Nutzen für die Organisation; er stärkt das Selbstbewußtsein und den Kampfesmut des Proletariats.

All diese Fragen halten wir für unsere Sache für weit wichtiger als den ganzen Parlamentarismus. Was die sozialdemokratische Fraktion im Reichstage thun kann, ist nur, darüber zu wachen, daß die wenigen Rechte des Volkes nicht noch mehr verkrüppelt und daß alle reaktionären Bestrebungen gegen die Arbeiter aufgehalten werden; ferner hat sie zu verhindern, daß die breiten Massen des Volkes zu Gunsten der Junker und Fabrikanten mit Steuern und Zöllen belastet werden, und schließlich hat sie die „Sozialreform“ den Arbeitern möglichst nutzbar zu machen und dahin zu wirken, daß alle der Arbeiterbewegung hinderlichen Gesetze und Rechtsauslegungen beseitigt werden. Um dies zu erreichen, hat die Reichstagsfraktion gerade genug zu thun. Im Uebrigen hat sie sich ganz auf den Boden der Kritik und der Negotiation zu stellen. Sie darf nicht um ihrer Erfolgspolitik willen mit herrschenden Parteien paktiren. Die Reichstags-Tribüne soll sie weniger zum Parlamentiren, als vielmehr zur prinzipiellen Propaganda und zur Bekämpfung der modernen Gesellschaft benutzen; denn die Sozialdemokratie ist keine parlamentarische, sondern eine revolutionäre Partei. Wahlen und Reichstag sollen in erster Linie der Organisation und der Agitation dienen, und das allgemeine Stimmrecht ist, wie Engels sagt, nichts anderes, als ein Gradmesser für die Reife der Arbeiterklasse. Aber das genügt auch! Um ein genaues Bild von der Reife des Proletariats zu haben, ist natürlich von Wichtigkeit, daß die Stimmen zielbewußte Arbeiter und keine Kleinbürger repräsentiren; nur der zielbewußte Proletarier ist es, auf den zur gegebenen Stunde zu rechnen ist — das Bürgerthum hat die Arbeiter schon zu oft verrathen, weil es andere Interessen verfolgt!

Die wichtigsten Punkte unserer Taktik sind also die Organisation und die Propaganda. Die Reihen des Proletariats sind fester zusammenzuschließen, um den

Klassenkampf zu führen und für die Emanzipation vorbereitet zu sein. Und die Propaganda soll die Arbeiter über das Wesen und die Prinzipien der Sozialdemokratie aufklären, zu Klassen- und zielbewußten Männern heranzubilden, welche für die neue Gesellschaft reif sind.

Zum Vereinfachen für die neue Gesellschaft gehört vor Allem der demokratische Geist der Massen. Um diesen zu wecken, gilt es, die Arbeiter zu selbstdenkenden und selbsturtheilenden Menschen zu erziehen und jeden Autoritätenglauben zu unterdrücken. Nur so ist eine Gewähr gegeben, daß das Proletariat nach Beseitigung der Klassenherrschaft die Produktion selbst zu leiten und zu verwalten im Stande ist. Fehlt es den Massen an demokratischer Schulung, so werden sie leicht geneigt sein, die Verwaltungsgeschäfte in die Hände weniger Personen zu konzentriren und letzteren ausgedehnte Befugnisse zu erteilen. Das könnte aber leicht zum Untergange der Demokratie führen und in der sozialistischen Gesellschaft an Stelle der gestürzten Klassenherrschaft eine neue aufrichten. Darum bildet die Erziehung zur Demokratie eine unserer Hauptaufgaben.

Wenn wir bei Feststellung unserer Taktik uns leiten lassen von Nützlichkeitsrücksichten auf möglichst rasche Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft zur sozialistischen — dann bleiben wir immer auf der revolutionären Bahn und die Sozialdemokratie kann nie zur bloßen parlamentarischen Reformpartei mit sozialer Fiklarbeit herabsinken. Und wenn auch die in Vorstehendem dargestellte Taktik auf den Gang der ökonomischen Entwicklung keinen entscheidenden Einfluß haben sollte, so wird sie wenigstens die Arbeiterklasse in Bereitschaft halten für die Stunde der Emanzipation.

Noch einmal der Parlamentarismus.

Der vorstehende Aufsatz ist von Genosse Teistler, dem früheren Redakteur der „Sächs. Arbztg.“ verfaßt. Wir räumten ihm gerne die Spalten der „Tribüne“ ein, liegt es doch sicher auch im Interesse der Leser, die Einwürfe, welche von gewisser Seite gegen den Parlamentarismus erhoben werden, von einem Vertreter der Opposition selbst vorgeführt zu hören. Unsere eigene abweichende Meinung werden wir, den Ausführungen Teistlers gegenüber, im Folgenden zu begründen suchen.

Der Verfasser behauptet, nimmermehr werde ein Parlament, dessen Beruf die Vertretung der herrschenden Klassen ist, den Sozialismus votiren. Die politisch-soziale Entwicklung ist indeß an unvorhergesehenen Wechseln so reich, daß man die Zukunft unmöglich vorherzusagen kann. Es läßt sich noch gar nicht übersehen, ob nicht ein wirklich parlamentarisches Regime durch die massenhafte Invasión von Arbeitervertretern wird gezwungen werden können, viele den Sozialismus vorbereitende Reformen zu beschließen und so der neuen Gesellschaft den Boden zu bereiten. Der Umstand, daß die Parlamente als Vertretungskörper der Bourgeoisie entstanden sind und bisher stets in diesem Sinne funktionirten, erlaubt doch keinen Schluß auf die Zukunft. Das Eindringen neuer Elemente in alte Formen, kann Wesen und Wirkung dieser Formen von Grund aus ändern. Die revolutionäre französische Nationalversammlung von 1789, die aus den Ständewahlen hervorging, hat das bewiesen. Selbstverständlich wird kein Parlament den Sozialismus dekretiren, eine Wirtschaftsordnung kann überhaupt nicht dekretirt werden; aber es ist, wie gesagt, durchaus nicht unmöglich, daß der Parlamentarismus im Laufe der Entwicklung ein Hebel wird, um Änderungen im Produktionsprozeß und im Besitzrecht vorzunehmen, die der völligen Sozialisirung der Gesellschaft in wirksamster Weise vorarbeiten.

Wenn die Sozialdemokraten, sagt Teistler, einst eine Mehrheit im Parlament bekommen sollten, so ist das ein Zeichen, daß die kapitalistische Wirtschaftsweise selbst schon zerlegt worden. Man hat „dann aber keinen Staat und keinen Reichstag mehr nötig. Man wendet sich nicht an diese überkommene Institution der alten Gesellschaft, sondern man nimmt die Neuordnung ganz anders vor.“ Abgesehen davon, daß ich nicht an einen plötzlichen Zusammenbruch und ebensowenig also an das plötzliche Vornehmen der Neuordnung — wie es dem Genossen Teistler vorzuschweben scheint — zu glauben vermag, setze ich nicht ein, wie unsere Partei irgend einen Schritt machen kann, ohne im Besitz der politischen Macht zu sein. Der Staat ist der Repräsentant derselben und ein gewähltes Parlament entscheidet — in der Demokratie — über die Richtung der staatlichen Gesetzgebung, den Gebrauch der politischen Macht. Wir werden doch solche Institutionen nicht deshalb, weil sie ursprünglich Produkte des Klassengegensatzes und traditionell überkommen sind, im Klassenkampfe von der Hand weisen? Dieselben Organisationen, die früher gegen uns arbeiteten, können mit anderen Inhalt erfüllt, ebensogut — falls wir die Macht bekommen — in unserem eigensten Interesse wirken. Das wäre doch eine merkwürdige revolutionäre Prüderie, die sich an den Staat nicht wenden will, weil ihr die Antegedenken desselben nicht behagen.

Die Frage übrigens, ob die sozialistische Entwicklung friedlich oder gewaltsam verlaufen werde, ist für die Werthschätzung des Parlamentarismus nicht maßgebend. Auch wer der Ansicht ist, daß es zu einer Reihe gewaltthamer Zusammenstöße zwischen den ringenden Klassen kommen müsse, braucht darum von den Parlamenten nicht gering zu denken. Der Klassenkampf ist nur ein Intermezzo in der Geschichte, das die Zwischenpausen ausfüllt. Wenn der Kriegslärm verstummt ist,

werden vermuthlich die friedlichen Formen, in denen die Klasse gegenstände aufeinanderprallen — vor allem die Parlamente — wieder austauschen. Wenn der Kampf auch das Uebergewicht einer Partei dokumentirt haben sollte, die soziale Ausnutzung dieses Uebergewichtes würde doch durch die Gesetzgebung, die nur parlamentarisch oder diktatorisch sein kann, erfolgen müssen. Revolutionär und parlamentarisch sind keine ausschließenden Gegenstände.

Soviel über den Parlamentarismus als Hebel der Klassenemancipation. Ungleich näherliegend ist die zweite, von Teislter aufgeworfene Frage, was unsere Btheiligung an der Gesetzgebung dem Arbeiter augenblicklich zu nützen vermag. Er behauptet, die herrschenden Klassen würden stets nur soviel für den Arbeiter thun, als in ihrem eigenen Interesse liegt. Ob wir unsere Vertreter in's Parlament schicken oder nicht, das sei hierfür ganz gleichgültig. Wie aber, wenn die Bourgeoisparteien von den Sozialdemokraten im Parlamente majorisirt werden? Auch die Regierung ist bis zu einem gewissen Grade an einer energischen Arbeiterschutzgesetzgebung interessiert. Ob in monarchischen Staaten, in einem solchen Falle, die Regierung für die majorisirte und materielle Schädigung befürchtende Bourgeoisie mit ihrem Veto eintreten würde, läßt sich nicht voraussagen. Sie, ebenso wie ein Oberhaus, das sich dem Willen der parlamentarischen Majorität entschieden und auf die Dauer gegenüberstellen würde, wäre im Innersten gefährdet. Also, warum sollten nicht auf dem Boden des Parlamentarismus auch sehr weitgehende Zugeständnisse an das Proletariat, Zugeständnisse, welche dem Interesse des Kapitals nicht nur scheinbar, sondern wirklich zuwiderlaufen, errungen werden? Die Fabrikanten werden sich doch sehr beeinen, ehe sie einer solchen Gesetzgebung die offene Revolte entgegensetzen.

Aber selbst angenommen, die Beschlüsse einer sozialistischen Majorität im Parlamente würden annullirt, angenommen sogar, man beraube die Arbeiter, um schon im Voraus die Möglichkeit einer sozialistischen Stimmmehrheit im Parlamente auszuschließen, des Wahlrechts, — würde darum der Parlamentarismus von uns als gleichgültige Komödie behandelt werden können? Auch dann, scheint mir, hätten wir nicht weniger Grund, mit aller Kraft dahin zu streben, daß die Zahl unserer parlamentarischen Vertreter, so lange das möglich ist, sich immer weiter erhöhe. Wehren sich die herrschenden Klassen durch einen offenen oder versteckten Staatsstreich, schaffen sie das Wahlrecht ab oder hintertreiben sie die Beschlüsse des Parlamentes, so kann eine derart lebensstrogende Partei, wie die moderne Sozialdemokratie, auch damit wohl zufrieden sein. Eine politische Entrechtung der Arbeiter als Folge ihrer parlamentarischen Siege wäre durchaus kein Beweis gegen den Nutzen des Parlamentarismus. Die Sozialdemokratie hat eben eine etwas kräftigere Konstitution als jener Preußen-Liberalismus der 60er Jahre, welcher seine Opposition gegen den Verfassungsbruch Wilhelm's nach einem glücklich geführten Kriege sofort vergaß. Nicht wir, unsere Gegner müssen Furcht haben, wenn sie, gedrängt durch unsere parlamentarischen Erfolge, zum Staatsstreich schreiten. Auch der Zwang, uns parlamentarisch zu entrechteten, wäre ein parlamentarischer Erfolg für uns. Sie wissen sehr gut, welch ein mächtiges neues Agitationsmittel sie uns damit in die Hand drücken würden.

Teislter will übrigens die parlamentarische Aktion der Arbeiterpartei als solche nicht beseitigen. Er meint nur, unsere Vertreter hätten sich im Reichstage wesentlich kritisch zu verhalten, positive Mitarbeit an der Arbeiterschutzgesetzgebung sei nicht unser Beruf. Aber warum nicht? Die Arbeiter haben ein Recht, das zu verlangen und unsern Feinden würden wir doch so ein gar zu leichtes Spiel machen, wenn wir uns freiwillig in das Reich bloßer Kritik verbannten. Hier der Staat, der wirklich für die Arbeiter etwas thut — dort die Sozialdemokratie, die es unter ihrer Würde hält, an seinem Werk mitzuschaffen! Welch eine jamose Wahlparole für die Gegner! Wie viel der Halbsozialisten, die mit der Zeit doch völlig unser werden sollen — dafür zu wirken, ist die Aufgabe der Presse — würden uns verloren gehen, sobald wir uns stolz auf unsere allgemeinen, so schwer verständlichen Grundprinzipien zurückziehen wollten. Ich weiß auch nicht, warum man die Abschaffung des Schutzzolles und die Herstellung einer möglichst weitgehenden Koalitionsfreiheit, was Teislter als Aufgabe unserer Reichstagsfraktion ausdrücklich anerkennt, nicht ebenso gut „soziales Flichtwort“ nennen kann, wie den Arbeiterschutz, warum ein positives Arbeiten für jene Ziele weniger „possibilistisch“ sein soll, als das Wirken hierfür. Revolutionär in unserem Sinne ist beides, sowohl der Kampf gewerkschaftlicher Organisationen gegen das Kapital, als die Intervention des Staates in den „freien Vertrag“ zu Gunsten des Arbeiters.

Das Parlament zentralisirt die Klasse gegenstände, die im wirklichen Leben mit einander ringen. Diese Zentralisation ist für die proletarische Bewegung, die sich sonst leicht in ziellosen Streiks zersplittern würde, von größter Wichtigkeit. Die Vortheile, welche die Arbeiter als Klasse erreichen können, werden sie — bei friedlicher Entwicklung — nur auf dem Boden dieses zentralisirten Klassenkampfes, nur durch das Parlament erreichen. Was diese Institution uns zu leisten vermag, dürfen wir — so scheint mir — nicht nach den bisherigen mageren Erfolgen bemessen. Die Sozialdemokratie steht erst im Anfange ihrer Wirksamkeit.

Gewerbliche Frauenarbeit.

J. T. Es ist eine alte Thatsache, daß herrschende Klassen, herrschende Parteien jeder neuen Strömung feindlich gegenüberstehen, da sie fürchten, von den neuen Strömungen fortgespült zu werden, und in ohnmächtiger Wuth eine Schutzwehr nach der andern aufzurichten, die immer wieder unterhöhlt wird, um endlich vom Strom der neuen Zeit ganz fortgerissen zu werden. In dieser Verlegenheit befinden sich die herrschenden Klassen auch den Frauen gegenüber, sie wollen es nicht einsehen, daß die Frau durch die Ausbreitung der Industrie der Familie entrissen wird, und daß der Strom der Industrie nicht durch die Schutzwehr frommer Predigten gehemmt werden kann, daß die Bande der Familie von Jahr zu Jahr durch ihre Profitwuth selbst gelöst werden, auch wenn die Professoren der nationalliberalen Blätter und die ganze, autoritätswürdige Gesellschaft der konservativen Grundbesitzer und ihres kirchlichen Anhangs gegen die Auflösung der Familie wettern.

Daß mit der Ausbreitung der Industrie die Frauenarbeit zunimmt, daß die Frauen mit immer stärkerer Gewalt in das Getriebe der Industrie hineingestoßen wird, bestritt kein Sozialpolitiker. Alle Berichte der Fabrikinspektoren stimmen in diesem Punkte überein. In welcher Weise die industrielle Frauenarbeit aber bereits im Jahre 1882 verbreitet war, lehrt der Abschnitt IV des kürzlich erschienenen statistischen Jahrbuchs für das deutsche Reich.¹⁾

In Deutschland bestand im Jahre 1882 das gewerbthätige Personal aus 7 340 789 Köpfen, davon waren 1 509 167 Frauen, also 20,6%, mehr als ein Fünftel aller industriellen Arbeiter überhaupt.

Die Frauen fehlen in keinem Industriebetriebe, sie sind vertreten, wenn auch in geringfügiger Anzahl, selbst bei:

Erzeugung von Maschinen	4 385	Köpfe	1,2	%
Schuhmachererei	8 489	"	2,1	"
Land- und Wassertransport	2 589	"	1,64	"
Bergbau	10 425	"	2,5	"

Stärker wird die Btheiligung der Frauen in den nicht produktiven Gewerben:

	Männer.	Frauen.	%.
Handelsgewerbe	530 221	181 296	25,2
Lohn- und Botendienst	9 212	3 265	26,2
Bediener und Erziehung	172 841	141 407	45,0
Leihensbestattung	2 946	2 335	44,2

Außerordentlich verbreitet ist die Frauenarbeit in der Textilindustrie:

	Männer.	Frauen.	%.
Spinnerei	69 272	100 459	60,0
Webererei	336 400	125 396	32,0
Garn- und Haarflechterei	1 693	1 099	39,4
Stricker- und Wäckererei	42 819	31 010	42,0
Hätlei, Spitzenfabrikation	5 676	30 204	84,0
Wäscher- und Färberei, Drucker- und Appretur	65 107	24 244	28,1
Solamentfabrikation	13 526	17 478	56,4
Seiler- und Reepschlägerei, Fabrikation von Reyen	16 374	2 246	12,1

Noch stärker ist die Frauenarbeit vertreten in der:

	Männer.	Frauen.	%.
Buchbinder- und Kartonnagefabriken	31 215	10 409	25,0
Papierfabrikation	37 685	20 847	35,6
Tabakfabrikation	64 477	48 919	43,1

Die Frauenarbeit überwiegt aber weitaus in:

	Männer.	Frauen.	%.
Bereitigung von Kleidung, Wäsche und Putz	279 978	440 870	61,2
Badeanstalt, Wäscherei	6 514	99 119	93,8

Und bei diesen Thatsachen, da tönen immer noch die Phrasen: „die Frau gehört in die Familie.“ Schon längst ist der Vers Schillers: „der Mann muß hinaus in's feindliche Leben“ unwahr geworden. Die Maschine, die Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens der Völker treibt jetzt auch die Frau hinaus in's feindliche Leben; indem sie mitarbeiten muß, um für einen lärglichen Hungerlohn ihr Leben und oft auch das Leben ihrer Kinder zu fristen.

Wir erkennen das an und wollen daher die Frau aus der Industrie nicht verdrängen, sondern durch Gesetze die schändliche Ausbeutung derselben verhindern, und sie auf eine höhere Kulturstufe dadurch heben, daß wir der Frau einen größeren Antheil an den Produkten des Landes zusichern.

Moderne Tortur.

Welch' größliche Vorgänge sich innerhalb der Gefängnismauern auch der „fortgeschrittensten“ und „zivilisiretesten“ Länder abspielen, beweist wieder einmal folgende Nachricht amerikanischer Blätter: Schreckliche Grausamkeiten an den Sträflingen im Colorado Staatsgefängnis in Canon, welche die sibirischen noch übertreffen, sind soeben an's Tageslicht gekommen. Ein Sträfling schmuggelte vor einigen Tagen einen Brief durch einen Besucher heraus und eine Privatuntersuchung hat alle in demselben angeführten Klagen in vollem Umfange bestätigt gefunden. Bei dem geringsten Vergehen werden die Sträflinge mit dem sogenannten Ertrinkungsprozeß bestraft. Derselbe besteht darin, daß der Sträfling an einen Pfosten geschnallt wird, dann wird ihm auf sechs Zoll Entfernung des Mundstück eines Spritzschlauchs vor das Gesicht gehalten und aus demselben ein Wasserstrahl unter 50 Pfund Druck auf dasselbe geleitet. Der Wasserstrahl benimmt dem Unglücklichen den Athem, und bei jedem Versuch, den Mund zu öffnen, wird ihm Wasser durch

die Kehle und in den Kopf gespritzt, so daß letzterer oft zur doppelten Größe anschwillt. Die Tortur wird so lange fortgesetzt, bis das Opfer besinnungslos geworden, und dann ruft man den Gefängnisarzt. Eine andere Tortur besteht darin, daß man den Sträfling auf eine Bank schnallt, den Kopf zwischen zwei Bretter einklemmt und aus einem über dem Gesicht hängenden Eimer Wasser tropfenweise von 5 zu 5 Sekunden auf die Stirn fallen läßt. Das Opfer wird gewöhnlich 1 Stunde dieser Tortur ausgezetzt. Am Ende ist der Sträfling entweder wahnsinnig oder sein Verstand ist dauernd geschwächt. Ein weiteres Torturmittel besteht aus Handschellen und einem Tau. Der Sträfling wird nach dem Lagerhause gebracht, gefesselt und an dem Tau festgebunden, worauf man ihn, nachdem man das Tau viele Male umgedreht hat, von einer Plattform stößt. Er wird dann durch das Tau mit etwa 100 Umdrehungen in der Minute herumgedreht. Auch endigt erst Besinnungslosigkeit die Tortur. Im Hospital liegen 60 Fieberkranke am Genuß verfaulten Fleisches, welches man den Sträflingen zu Essen vorgelegt, darnieder. Man spricht von einer abzuhaltenen Untersuchung, welche noch grauenhafere Dinge zum Vorschein bringen soll.

Amerikanisches Schweinefleisch.

Durch die amerikanischen leitenden Zeitungen geht die Nachricht, daß der Gesandte in Berlin, Herr Phelps, die Kopie einer Petition erhalten habe, welche dem Kaiser, Herrn v. Caprivi, überreicht worden ist. In derselben wird ausgeführt, daß Europa nicht so viele Schweine züchtet, als der Konsum erfordert, weshalb der Preis des Schweinefleisches sich auf 130 M. für 100 Kilogramm stelle, während amerikanisches Schweinefleisch (pork) nach Bezahlung aller Abgaben mit 75 M. auf den Markt gebracht werden könne; Herr v. Caprivi wolle aus diesem Grunde und um der ärmeren Klasse der Bevölkerung den Genuß von Schweinefleisch zugänglich zu machen, das Verbot der Einfuhr von amerikanischem Schweinefleisch suspendiren. Unterzeichnet ist die Petition von mehreren Eisenbahn- und Schiffstransportgesellschaften, sowie von hervorragenden Geschäftsleuten.

Ausicht auf Erfolg hat diese Petition wohl wenig. Die „Kreuzzeitung“, welche die Nachricht bringt, versäumt natürlich auch nicht, den deutschen Konsumenten graulich zu machen vor der schlechten Beschaffenheit des amerikanischen Fleisches. Was hinter dieser rührenden Fürsorge für den deutschen Magen steckt, weiß man ja. Die Fürsorge für den agrarischen Geldbeutel, und man weiß, wie unsere Gesetzgebung diese Fürsorge respektirt. Immerhin hat es für den deutschen Arbeiter Interesse, aus jener Petition zu erfahren, daß er für das nationale Schwein fast doppelt so viel bezahlen muß, als er bei Freihandel für das amerikanische zu geben hätte. Im Uebrigen weiß er ja, daß Bülle nur zu seinen Gunsten eingeführt sind.

Schnitzel.

Ein Genosse, der das Bestreben, den Atheismus gewissermaßen obligatorisch für die Anhänger der Arbeiterpartei zu machen, für sehr bedenklich hält, erinnert in seiner Zuschrift an uns an einen Ausspruch des berühmten Ducle. Er schreibt in seinem Geschichtswerk:

„Der Versuch, Meinungen durch Gesetze zu ändern, ist schlimmer als nutzlos. Er mißlingt nicht nur, sondern er verursacht auch eine Reaktion, die die Meinungen stärker macht, als sie vorher waren. Zuerst ändere man die Meinung und dann mag man das Gesetz ändern. Sobald man die Menschen überzeugt hat, daß der Aberglaube unheilvoll ist, kann man mit Nutzen aktive Maßregeln gegen jene Klassen ergreifen, die den Aberglauben fördern und von ihm leben. Wie verderblich aber auch immer ein Interesse oder eine Körperschaft sein mag, man hüte sich, eher Gewalt gegen sie anzuwenden, bevor nicht der Fortschritt der Bildung ihnen den Boden entzogen und ihren Einfluß auf den Volksgeist gebrochen hat. Dies ist immer der Fehler der feurigsten Reformatoren gewesen, daß sie, in ihrem Eifer ans Ziel zu gelangen, die politische Bewegung die intellektuelle überstärzen ließen. Indem sie so die natürliche Ordnung umkehrten, haben sie mit unvermeidlicher Sicherheit sich selbst oder ihren Nachkommen geschadet.“

„Da hat in der „Volks-Tribüne“ eine Diskussion stattgefunden über die Vertheilung der Produkte in der künftigen Gesellschaft, ob das nach dem Arbeitsquantum geschieht oder anders. Man hat die Sache auch sehr „materialistisch“ angefaßt gegen gewisse idealistische Gerechtigkeitsredensarten. Aber sonderbarer Weise ist es Niemanden eingefallen, daß der Vertheilungsmodus doch wesentlich davon abhängt, wie viel zu vertheilen ist und daß dies doch wohl mit den Fortschritten der Produktion und gesellschaftlichen Organisation sich ändert, also auch wohl der Vertheilungsmodus sich ändern dürfte. Aber bei allen Btheiligten erscheint die „sozialistische Gesellschaft“ nicht als ein in fortwährender Veränderung und Fortschritt begriffenes, sondern als ein stabiles, ein für allemal fixirtes Ding, das also auch einen ein für allemal fixirten Vertheilungsmodus haben soll. Veränderte Weise aber kann man doch nur 1. versuchen, den Vertheilungsmodus zu entdecken, mit dem angefangen wird, und 2. suchen, die allgemeine Tendenz zu

¹⁾ Berlin 1890. Pustamer und Wühlbrecht. S. 27 u. 28.

finden, worin sich die Weiterentwicklung bewegt. Davon aber finde ich kein Wort in der ganzen Debatte."

(Friedrich Engels in einem Briefe.)

"Das Gewissen! . . . In unserem Dasein ist überhaupt davon nichts zu sehen, außer vielleicht das Gewissen der öffentlichen Meinung und das Strafgesetz."

(Lohst.)

Die Regierungen, welche die Freiheit der Rede unterdrücken, weil die Wahrheiten, die sie verbreiten, ihnen lästig sind, machen es wie die Kinder, welche die Augen schließen um nicht gesehen zu werden. Fruchtloses Bemühen! Wo das lebendige Wort gefährdet wird, da bringt auch dessen Tod der unruhigen Seele keinen Frieden. Die Geister der ermordeten Gedanken ängstigen den argwöhnischen Verfolger, der sie erschlug nicht minder, als diese selbst im Leben es gethan."

(Börne, die Freiheit der Presse in Bayern.)

Keine große politische Bewegung, keine große Reform weder in der Gesetzgebung noch in der Ausübung ist je in irgend einem Lande ursprünglich von seiner Regierung ausgegangen. Die ersten, die solche Schritte vorgeschlagen, sind ohne Ausnahme kühne und geistreiche Denker gewesen, die den Mißbrauch erkannten, aufdeckten und das Mittel dagegen angaben. Aber lange, nachdem dies gethan ist, fahren selbst die aufgeklärtesten Regierungen fort, den Mißbrauch aufrecht zu erhalten und das Mittel dagegen zu verwerfen. Endlich, wenn die Umstände günstig sind, wird der Druck von außen so stark, daß die Regierung nachgeben muß; und wenn die Reform gemacht ist, so wird

von dem Volke erwartet, daß es die Weisheit seiner Regierung bewundern soll, die dies Alles gethan."

(Bakle, Geschichte der Zivilisation.)

Zur Lage der Handlungsgehilfen.

Wie sehr gedrückt die Lage der deutschen Handlungsgehilfen ist, wie sehr dieselben durch die Verhältnisse dahin gedrängt werden, sich der allgemeinen proletarischen Bewegung anzuschließen, das zeigt wieder einmal eine neue vom Verbands deutscher Handlungsgehilfen in Leipzig herausgegebene Broschüre, deren Verfasser ein Herr Hiller ist. Ueber den Lohn und die Länge der Arbeitszeit im kaufmännischen Gewerbe spricht er sich auf Grund seiner Erhebungen folgendermaßen aus:

Im großen und allgemeinen sei die Gehaltsfrage dahin beantwortet, daß als geringstes Gehalt 240 Mark und als Durchschnittsgehalt 540 Mark bei freier Station (d. i. Wohnung und Kost beim Prinzipal) angegeben worden, während bei nichtfreier Station 720 Mark und 1080 Mark die Regel in den Städten bis zu 20000 Einwohnern bildet. In den größeren Städten erhebt sich dieser Durchschnitt etwas, aber nicht bedeutend; es dürfte sich hier ein Durchschnittsgehalt von 1200—1350 Mark herausstellen, während das Mindestgehalt dasselbe bleibt. Natürlich werden als Maximalgehalt die verschiedensten Rassen genannt. So viel ist sicher, in Ost- und in Mitteldeutschland sind Stellen mit über 1800 Mark Gehalt gute und nicht zu oft angebotene, auch in Süddeutschland ist es nicht besser, während in Westdeutschland etwas besser gezahlt wird, wie übrigens die Verhältnisse im ganzen in Westdeutschland besser zu liegen scheinen. In den Fragebogen von dort werden persönlich oft Gehalte von 2400 M. und darüber genannt; im übrigen Deutschland muß schon der Fragebogen sehr gesucht werden, welcher diese Summen oder gar 3000, 3600 und darüber als persönliche Angaben enthält."

In Bezug auf die Arbeitszeit wird berichtet:

Regel ist, und hier giebt es kaum Ausnahmen, für die Gehilfen in Kolonialwaaren- oder Spezerei-Geschäften eine unterbrochene Arbeitszeit von früh 6 Uhr bis Abends 10 Uhr, für Gehilfen in Manufaktur- und Kurzwaaren-Geschäften von 7 Uhr bis 8 1/2 Uhr. Im Winter verschiebt sich der Anfang der Arbeitszeit etwas zu Gunsten der Gehilfen. Diese Arbeitsdauer ist die Regel. Manchmal erstreckt sie sich noch länger, besonders wenn man die Aufräumungsarbeiten u. s. w., welche das Publikum, weil der

Laden geschlossen ist, nicht sieht, hinzurechnet, um eine Stunde und mehr. Ist keine freie Station vorhanden, so tritt eine Mittagspause von 1, auch 1 1/2, Stunde ein, es kommt auch in Engros-Geschäften eine Pause von 2 Stunden vor, die jedoch, was den Beginn derselben betrifft, selten eingehalten werden kann. Dagegen ist eine Pause für das Frühstück oder Besperbrod wohl nirgends eingeführt und der Mann vor dem Pulle wie der Gehilfe hinter dem Ladentisch müssen ohne irgend welche Pause ihr Brod verzehren. Die gewöhnliche Arbeitszeit wird oft erweitert durch notwendige Arbeiten in der Saison, während der Inventur, zu Weihnachten, für welche nur in höchst seltenen Fällen Entschädigung gezahlt wird. Könnte man hier schon den Handlungsgehilfen wegen der Arbeitsdauer bemitleiden, so wird das Bedauern noch reger werden, wenn ich mittheile, daß in den gesammelten Antworten ein durchgängig freier Sonntag nur bei 4 Prozent konstatiert wird."

Vereine.

Große öffentliche Schuhmacher-Versammlung am Montag, den 29. d. Mts. in Feuerstein's Salon, Alte Jakobstr. 75. Tages-Ordnung: 1. Vortrag des Herrn Wilhelm Werner. 2. Diskussion. 3. Bericht der Delegirten der Streit-Kontrollkommission.

Freireligiöse Gemeinde. Die Feier der Jugendaufnahme (Einführung) findet am Sonntag, den 28. September, Vormittags 10 Uhr im Konzerthause, Leipzigerstraße 48, statt. Die Festrede hält Herr Dr. Bruno Wille. — Gäste sehr willkommen.

Das erste Heim des Vereins „Jugendstube“, mit dem ein guter billiger Mittagstisch von 12—2 Uhr für die in der Nähe beschäftigten Mädchen verbunden ist, erfreut sich so regen Zuspruchs, daß nur noch ein paar Plätze zu vergeben sind. In Folge der vielen Anfragen nach kleinen Zimmern, wird sich der Verein veranlaßt sehen, schon in nächster Zeit das zweite Heim mit Zimmern für 2 Mädchen zu eröffnen. Nur die ersten Vormerkungen können für's erste berücksichtigt werden. Man bitte diese zu richten an: Frau Rechtsanwältin Bieber-Boehm, Kaiser Wilhelmstraße 39, II von 8—10 und von 2—4 Uhr.

Dieser Nummer ist ein Prospekt der „Neuen Zeit“, welche vom 1. Oktober an als Wochenblatt erscheinen soll, beigelegt. Der enge Umfang reichte für die Fülle des Materials nicht mehr aus.

Restaurant International

Granserstr. Nr. 1.

Sonnabend, den 4. Oktober:

Lokal-Einweihung

verbunden mit Familien-Abendstisch, wozu freundlichst einladet

Rennthaler.

Empfehle meinen werthen Freunden und Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein

Cigarren-Geschäft.

Carl Lehmann,

Strunnenstr. 83, dicht am Humboldthain.



Drukkungsmarken & Kautschukstempelfabrik

von

Conrad Müller

Empfehle ich allen Arbeiter-

vereinen, Krankenkassen u. s. w.

Ausführung sauber und schnell.

Preislisten gratis und franko.

Büsten von Mary, Cassale, Liebknecht, Wedel, Göttin der Freiheit, in Weiß und Bronze, sowie dazu passende Konsolen sind zu bedeutend herabgesetzten Preisen zu haben. Ebenso sind Bilder mit und ohne Rahmen von Vertretern der Sozialdemokratie, Gruppenbilder, Cassale „Kampf gegen die Kapitalmacht“, Gradentmat, Göttin der Freiheit u. s. w., stets vorräthig bei

A. Hoffmann.

Halle a. d. S., Schwetfcherstr. 16.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.

1 Saal zu Versammlungen und

2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.

Herrmann Wuttke,

Friedrichsbergerstr. 20 pt.

nicht zu verwechseln mit Carl Wuttke früh, Weberstr. 10

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal,

2 Zimmer mit Piano für Vereine.

Um Zuspruch bitte

A. Flick, Bohlenstr. 40.

Allen Genossen und Bekannten

zeige hiermit an, daß ich am Sonnabend, den

27. September mein

Zigarren-, Zigaretten-

und Tabakgeschäft

Rottbuser Damm Nr. 14,

2tes Haus von der Schönlein-Strasse eröffne.

Otto Klein

früher Ritter-Strasse 10.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.

J. Meyer

Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1,

(in der Ecke bei der Manteuffelstraße).

Guirlanden 15 Pfg. pro Meter.

Doppelbügelige Vorderkränze von 50 Pf. an.

Lopfpflanzen, Bouquets u. gut u. billig.

Achtung! Achtung!
Am Dienstag, 30. September cr., Abends 8 Uhr,
3 große Arbeiter-Feste
arangirt vom Komitee zur
Feier der Heimkehr der auf Grund des Sozialistengesetzes ausgewiesenen Genossen
in der
Berliner Vockbrauerei, Tempelhoferberg,
Brauerei Friedrichshain, Königsthor,
und Elysium, Landsberger-Allee,
Eiskeller, Chaussee-Strasse.
Großes Vokal- und Instrumental-Konzert
verbunden mit Tanz.
Zu zahlreichem Besuch ladet ergebenst ein Das Komitee.

Große öffentliche Versammlung
der sozialdemokratischen Genossen
des 3. Berliner Reichstagswahlkreises
am Mittwoch, den 1. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, im Konzerthaus
Sanssouci, Rottbuserstr. 4a.
Tagesordnung:
1. Der Parteitag in Halle a. S.
2. Diskussion.
3. Wahl der Delegirten zum Parteitag.
4. Verschiedenes.
Um recht zahlreiches Erscheinen ersucht
Der Einberufer.
Gewandte Personen jeden Standes, welche für unsere „Arbeiter-Versicherung“ (Sterbekassen-Versicherung mit wöchentlichen Beiträgen von 10—50 Pfg., Confirmations-, Aussteuer- und Begräbnisgeld-Versicherung für Kinder mit 10 u. 20 Pfg. Wochenbeitrag) als Agenten thätig sein wollen, können sich dadurch ein gutes Neben-Einkommen verschaffen. Schriftliche Meldungen an die Betriebsdirektion der Gesellschaft.
Friedrich Wilhelm, Berlin W., Behrenstraße 54.

Soeben erschien in meinem Verlage:
Gedenkschrift
zum Erlöschen des Sozialistengesetzes.
Reich illustriert! Keine Ausstattung!
Gegen Einsendung von 25 Pfg. in Briefmarken erfolgt franco-Zusendung.
Wiederverkäufer und Vereine hohen Rabatt.
M. Degele, Buchhandlung,
München, Brunnstraße 12.

Soeben erschienen:
Glühlichter 22.
(1. Auflage wurde konfiszirt.) Ferner:
Familien-Bibliothek
für das arbeitende Volk, Heft 15. 16.
= Cassale-Heft. =
Wiederverkäufer erhalten Rabatt.
Louis Abel,
Sebastianstraße Nr. 29.

Sämmtliche erschienenen Nummern der Berliner „Volks-Tribüne“ vom 1. August 1887 an bis jetzt billig zu verkaufen. Dasselbe eine Schüler-Geige preiswerth zu haben.
Bandermann,
Mittenwalderstr. 5, Hof rechts III

Lepp, Wilde Blumen, Mk. 2,—
Gebichtsammlung, in welcher der Thierkultus gekehrt wird.
Louis Abel, Sebastianstr. 29.

J. Müntz,
2. Volksbuchhandel im Norden (39)
Reinickendorferstraße 66
empfiehlt Arbeiter-Lektüre aller Art, sowie
— Schulbedarf. —
Bitte um rechtzeitigen Einkauf resp. Bestellung.

Am 1. Oktober beginnt der 4. Jahrgang der
Wiener Mode
Jährlich: 24 Hefte, 48 colorirte Modebilder,
12 Schnittmusterbogen.
fl. 1.50 Schnitte u. Maß gratis. 2.50
vierteljährig M. 2.50
Probennummern in allen Buchhandlungen.

W. Gründel's Restaurant
(früher: H. Wendt.)
Dresdener-Strasse 116.
Arbeitsnachweis und Berkehr der Buchbinder, Schlosser, Drechsler, Maler, Tischler, Stellmacher, Sattler und Gärtner.
Reichhaltiger Frühstück-, Mittags- und Abendstisch.
Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.
2 Billards. — Saal zu Versammlungen.
Fernsprech-Anschluß. Amt 9a. Nr. 578.

Am 25. September habe ich ein
Cigarren- und Tabak-Geschäft
Katzbachstrasse No. 1
(Ecke der Dorfstraße)
eröffnet.
Alle Sorten Cigarretten, Pfeifen u. Cigarrenspitzen, Kautabake (Wrimm u. Tripel, Dammwaler), Hamburger Thee. — Feuer-Versicherungs-Agentur.
Den Genossen u. Freunden halte mich bestens empfohlen
E. M. Wilschke & Co.
Katzbachstraße 1.
2. Geschäft: Junkerstraße 1.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein
Weiß- und Bairisch-Bier-Lokal.
Ferdinand Taborski,
Wollenerstraße 9.

Sämmtliche Protokolle der sozialistischen Kongresse zu kaufen gesucht. Offerten unter A. B. an die Exped. d. Btg.
Albert Auerbach,
Berlin S., Rottbuser Damm 7.
Schuh- und Stiefel-Lager
für Herren, Damen und Kinder.
Reelle Bedienung. — Feste Preise.

Die Magd.

Maiblumen blühen überall,
er sah mich an so trüb und mild,
im Maulbaum rief die Nachtigall:
die Blüte siehst! die Blüte siehst!
Von Dämonen war die Nacht so warm,
wie Blut so warm, wie unser Blut,
und wir so jung und freudenarm,
und über uns im Busch das Lied,
das juckende Lied: die Blüte verflücht!
und Er so treu und mir so gut.

In Knospen schloß der wilde Mohr,
es lag die Sonne unsern Schweiß;
es wurden roth die Knospen schon,
da wurden meine Wangen weiß.
Um's liebe Brot, um's theure Brot
stoh doppelt heiß im Korn sein Schweiß;
der wilde Mohr stand feuerroth,
es war wohl treffendes Gift der Schweiß,
es ward auch seine Wange weiß;
die Sonne stach im Korn ihn tot.

Die Aftern schwannten bleich am Jarn,
im feuchten Wind die Traube schwoll;
im Hofe zickelten die Frau'n,
der Apfelbaum hing schwer und voll.
Es war ein Tag so regenlast,
wie einst sein Blick so blaß und matt;
die Aftern standen braun und nah,
vom gelben Blatt der Nebel troß;
da stieh man sie voll Dohn und Haf,
die sündige Magd, hinaus vom Hof.

Nun blüht von Eis der taule Hain,
die Träne friert im schneidenden Wind;
aus stummernden Scheiben glüht der Schein
des Christbaums auf mein wimmernd Kind.
Die hungernden Späßen bettelnd schrein,
vom blanken Dach die Krätze krächzt;
am schlaffen Busen zitternd ächzt
mein Kind, und keiner läßt uns ein;
wie die Worte der Reichen so scharf und weh
knirscht unter mir der harte Schnee.

So weh — oh, bohet es mir im Ohr:
du Kind der Schmach — du Sündenlohn!
Und dennoch beten sie empor
zum Sohn der Magd, dem Jungtraumsohn! —
Oh, brennt mein Blut — was that denn ich?
war's Sünde nicht, daß sie gebar —?
Mein Kind, mein Heiland — weine nicht;
ein Bett für dich — dein Blut für mich
vom Himmel rieselt's silberklar:
wie träumt es sich so süß im Schnee —
was that denn ich? — wie müd und weh!
war's Liebe nicht —? war's — Liebe — nicht?
Richard Dehmel.

Ballstimmung.

Aus Richard's „Novellen.“ (Deutsch bei Reclam.)

Ohne Unfall, ohne Anstrengung war sie die glatten Marmorstufen emporgestiegen, nur von ihrer großen Schönheit und ihren guten Anlagen getragen. Sie hatte ihren Platz in den Sälen der Reichen und Mächtigen eingenommen, ohne den Zutritt mit ihrer Ehre und ihrem guten Ruf bezahlt zu haben. Und doch konnte niemand sagen, woher sie gekommen; man flüsterte nur, daß sie der Heise entstieg.

In einer Vorstadt von Paris hatte sie ihre Kindheit zwischen Armuth und Laster hingehungert, ein Leben, von dem nur jene einen Begriff haben, welche es aus Erfahrung kennen. Wir andern, die wir unser Wissen aus Büchern und Erzählungen haben, müssen unsere Phantasie zu Hilfe nehmen, um eine Idee von dem erblichen Jammer in einer großen Stadt zu bekommen; — und doch sind die schrecklichsten Bilder, welche wir uns ausmalen, farblos im Vergleiche zur Wirklichkeit.

Eigentlich war es nur eine Frage der Zeit, wann das Laster sie erfassen würde — wie ein Zahnrad den ergreift, welcher der Maschine zu nahe kommt — um sie, nachdem es sie durch ein kurzes Leben der Schande und Erniedrigung gewirbelt, mit der unerbittlichen Genauigkeit einer Maschine in einen Winkel zu werfen, wo sie ungelannt und unkenntlich dieses Zerrbild eines Menschenlebens hätte beenden können.

Da aber wurde sie, wie es zuweilen geschieht, von einem reichen und hochstehenden Manne „entdeckt“, wie sie als vierzehnjähriges Kind über eine der besseren Pariser Straßen lief. Sie war auf dem Wege nach einem dunklen Hinterzimmer in der rue des quatre vents, wo sie bei einer Frau arbeitete, deren Spezialität Ballblumen waren.

Es war nicht nur ihre außerordentliche Schönheit, welche den reichen Mann fesselte, sondern ihre Bewegungen, ihr Wesen, der Ausdruck in diesen halbfertigen Zügen — alles schien ihm darauf hinzudeuten, daß hier ein Kampf zwischen einem ursprünglich guten Charakter und aufsteigender Frechheit gekämpft wurde. Und da er die unberechenbaren Chancen des überflüssigen Reichthums besah, beschloß er, den Versuch zur Rettung des armen Kindes zu machen.

Es war nicht schwer, in ihren Besitz zu gelangen, denn sie gehörte ja niemandem an. Sie bekam einen Namen und wurde in eines der besten Klöster gebracht; und ihr Wohlthäter hatte die Freude wahrzunehmen, daß

die bösen Keime dahin welkten und verschwanden. Es entwickelte sich ein liebenswürdiger, etwas indolenter Charakter, ein ruhiges, tadelloses Benehmen und eine seltene Schönheit. Als sie erwachsen war, heirathete er sie. Sie führten eine gute und friedliche Ehe. Ungeachtet des großen Unterschiedes im Alter hatte er ein unbegrenztes Vertrauen zu ihr und sie verdiente es.

In Frankreich leben die Eheleute nicht so eng verbunden mit einander wie bei uns; ihre gegenseitigen Ansprüche sind daher minder groß und ihre Enttäuschungen kleiner. Sie war nicht glücklich, aber zufrieden. Ihr Charakter eignete sich zur Dankbarkeit. Der Reichthum langweilte sie nicht; im Gegentheil — sie freute sich oft kindisch über denselben. Aber das ahnte niemand, denn ihr Wesen war stets sicher und würdig. Man ahnte nur, daß es mit ihrer Herkunft nicht ganz richtig sei; aber da niemand antwortete, hörte man auf zu fragen: man hat so viel anderes zu denken in Paris.

Ihre Vergangenheit hatte sie vergessen. Sie hatte sie so vergessen, wie wir die Rosen, die seidnen Bänder, und die vergilbten Briefe unserer Jugend vergessen, — wir denken niemals an sie. Sie liegen verschlossen in einer Schublade, welche wir niemals öffnen. Und doch — geschieht es einmal, daß wir einen Blick in die heimliche Lade werfen, so merken wir sofort, wenn eine einzige dieser Rosen oder das kleinste Band fehlt. Denn wir erinnern uns an alles so genau: — die Erinnerungen liegen da, ebenso frisch — ebenso süß — und ebenso bitter.

Und so hatte sie ihre Vergangenheit vergessen, eingeschlossen und den Schlüssel von sich geworfen — — Aber in der Nacht träumte sie zuweilen schreckliche Dinge. Sie fühlte wieder, wie die alte Heze, bei welcher sie einst gewohnt, sie an den Schultern rüttelte, um sie hinauszu jagen in die kalte Morgenluft zu der Frau mit den Ballblumen. Dann fuhr sie im Bette empor und starrte in tödlicher Angst in das Dunkel. Aber gleich darauf fühlte sie die seidene Decke und die weichen Kissen und ihre Finger glitten an den reichen Verzierungen ihres prächtigen Bettes entlang; und während kleine, schläfrige Engelskinder langsam die schwere Traumdecke bei Seite zogen, genoß sie in vollen Zügen dieses eigenthümliche, unbeschreibliche Wohlbehagen, welches wir empfinden, wenn wir entdecken, daß ein häßlicher und böser Traum — nur ein Traum war.

In die schwelenden Polster zurückgelehnt, fuhr sie zum Ballsaal beim russischen Botschafter. Je näher man dem Ziele kam, desto langsamer ging die Fahrt, bis der Wagen die feste Duene erreichte, wo es nur noch Schritt für Schritt ging. Auf dem großen Plage vor dem Hotel, welches reich mit Gas und Fackeln erleuchtet war, hatte sich eine große Volksmenge gesammelt. Nicht nur Spaziergänger standen dort, sondern hauptsächlich Arbeiter, Müßiggänger, arme Weiber und zweifelhafte Damen standen fest zusammengebrängt zu beiden Seiten der Wagenreihe. Lustige Bemerkungen und unfeine Witze im urwüchsigsten Pariser Jargon hagelten auf die vornehmen Leute nieder. Sie hörte Worte, welche sie seit langen Jahren nicht gehört, und sie erröthete bei dem Gedanken, daß sie vielleicht die Einzige in der ganzen langen Wagenreihe, welche diese gemeinen Ausdrücke der Heise von Paris verstand. Sie begann die Gesichter um sich herum zu betrachten; ihr war, als lenne sie alle. Sie wußte, was sie dachten, was in diesen Köpfen vorging, und nach und nach strömte ein Heer von Erinnerungen auf sie ein. Sie wehrte sich dagegen, so gut sie konnte, aber an diesem Abende kannte sie sich selbst kaum wieder.

Sie hatte also nicht den Schlüssel zu dem verborgenen Fache verloren; widerstrebend zog sie ihn heraus und die Erinnerungen überwältigten sie.

Sie erinnerte sich, wie oft sie selbst — ein halbes Kind — mit gierigen Augen die Damen verschlungen hatte, welche geschmückt zu Ball und Theater fuhren; wie oft hatte sie in bitterem Neid über den Blumen geweint, welche sie mühsam zusammenfegen mußte, um Andere damit zu schmücken. Hier sah sie dieselben gierigen Augen, denselben unerfülllichen, gehässigen Neid. — Und die dunklen, ernsten Männer, welche mit halb verächtlichem, halb drohendem Blicke die Equipagen musterten — sie kannte sie alle. — Hatte sie nicht selbst als kleines Mädchen in einem Winkel gelegen und mit weit aufgerissenen Augen gelauscht auf ihre Gespräche über die Ungerechtigkeit des Lebens, über die Tyrannei der Reichen, über das Recht der Arbeiter, nach welchem diese nur die Hand anzusetzen brauchten? Sie wußte, daß sie alles haßte — von den wohlgenährten Pferden und dem feierlichen Kutscher an bis zu den glänzenden Wagen; am meisten aber jene, welche darin saßen — jene gierigen Vampire und jene Damen, deren Schmutz und Puz mehr kostete, als die Arbeit eines ganzen Lebens einem von ihnen einbringen konnte.

Und während sie die Wagenreihe betrachtete, welche sich langsam durch die Menge zog, tauchte eine andere Erinnerung auf, ein halb vergessenes Bild aus dem Schulleben im Kloster. Sie mußte plötzlich an die Erzählung von Pharaos denken, welcher mit seinen Streitwagen die Juden durch das rothe Meer verfolgen wollte. Sie sah die Bogen, welche sie sich immer blutroth vor-

gestellt hatte, wie eine Mauer zu beiden Seiten der Egyptianer stehen. Da ertönte Moses' Stimme, er streckte seinen Stab über die Wasser und die Wogen des rothen Meeres verschlangen Pharaos und all seine Wagen. Sie wußte, daß die Mauer, welche hier zu beiden Seiten vor ihr stand, wilder und raubgieriger sei als die Wellen des Meeres; sie wußte, daß es nur einer Stimme bedurfte, eines Moses, um dieses Menschenmeer in Bewegung zu setzen, so daß es sich verheerend vorwärts wälzte und mit seinen blutrothen Wogen den Glanz des Reichthums und der Macht verschlang.

Ihr Herz klopfte, sie drückte sich bebend in eine Ecke des Wagens. Aber nicht aus Angst, sondern weil die da draußen sie nicht sehen sollten; denn sie schämte sich vor ihnen. Zum ersten Male erschien ihr eigenes Glück ihr wie eine Ungerechtigkeit, wie etwas, dessen sie sich schämen mußte.

War denn ihr Platz in der schwelenden, eleganten Equipage? Gehörte sie nicht eigentlich hinaus in jene wogende Masse, zwischen die Kinder des Hasses? Halbvergessene Gedanken und Gefühle erhoben ihr Haupt wie Raubthiere, welche lange gefesselt gewesen. Sie fühlte sich fremd und heimatlos in ihrem glänzenden Leben und mit einer Art dämonischer Sehnsucht gedachte sie der entlegenen Orte, von welchen sie gekommen war. Sie ergriff ihren kostbaren Spitzenschawl; ein wilder Drang irgend etwas zu zerstören, bemächtigte sich ihrer — da fuhr der Wagen in das Portal des Hotels.

Der Diener riß den Wagenschlag auf, und mit ihrem wohlwollenden Lächeln, ihrem ruhigen, aristokratischen Anstande stieg sie langsam aus. Ein junges, attaché-artiges Wesen stürzte hinzu und war glücklich, als sie seinen Arm annahm, noch mehr entzückt, als er einen ungewöhnlichen Glanz in ihrem Blicke wahrzunehmen glaubte, und im siebenten Himmel, als er ihren Arm erbeben fühlte. Voll Stolz und Hoffnung führte er sie die glatten Marmorstufen hinauf.

„Sagen Sie mir doch, schöne Frau, welche gütige Fee hat Ihnen die wunderbare Gabe in die Wiege gelegt, daß in allem, was Sie thun und was Sie angeht, etwas Apartes liegt. Und wenn es nur eine Blume in Ihrem Haar ist, so hat sie einen eigenen Reiz, als hätte der frische Morgenthau sie benetzt. Und wenn Sie tanzen, ist es, als beuge und füge der Boden sich Ihren Schritten.“

Der Graf war ganz erstaunt über dies lange und wohlklingende Kompliment; denn es wurde ihm durchaus nicht so leicht, sich zusammenhängend auszudrücken. Er erwartete auch, daß die schöne Frau ihren Beifall ausdrücken würde. Aber er täuschte sich. Sie lehnte sich über die Brüstung des Balkons, wo sie nach dem Tanze Kühlung suchten, und starrte hinaus auf die Menge und die noch immer ankommenden Wagen. Sie schien die Schmeichelei des Grafen durchaus nicht aufgefaßt zu haben; er hingegen hörte sie das unerklärliche Wort „Pharaos“ murmeln. Er wollte sich gerade beklagen, als sie sich umwandte, um in den Saal zurückzugehen. Plötzlich blieb sie vor ihm stehen und blickte ihn mit großen, seltsamen Augen an, die dem Grafen ganz fremd erschienen.

„Ich glaube kaum, daß eine gütige Fee an meiner Wiege stand — daß ich überhaupt jemals in einer Wiege lag — Herr Graf! Aber Ihr Scharfsinn hat eine große Entdeckung gemacht in dem, was Sie über meine Blumen und meinen Tanz sagten. Ich will Ihnen das Geheimnis des frischen Morgenthaues anvertrauen, welcher die Blumen neßt. Das sind die Thränen, Herr Graf, welche Neid und Schande, Täuschung und Wuth darüber geweint haben. Und wenn es Ihnen scheint, daß der Boden sich beugt, während wir tanzen, so ist es, weil er unter dem Reide von Millionen erzittert.“ Sie hatte mit ihrer gewöhnlichen Ruhe gesprochen und nach einem freundlichen Grusse verschwand sie im Saale. —

Der Graf stand wieder ganz bestürzt da. Er warf einen Blick auf die Volksmassen — ein Anblick, den er oft gehabt; er hatte viele schlechte und wenig gute Witze über dieses „viellköpfige Ungeheuer“ gemacht. Aber erst heute Abend fiel es ihm ein, daß dies Ungeheuer eigentlich die unheimlichste Umgebung sei, welche man für ein Palais erfinden könne.

Fremde und lästige Gedanken schwirrten durch das Gehirn des Grafen, wo sie viel Platz fanden. Er war ganz aus dem Gleichgewicht gekommen, während einer ganzen Polka konnte er seine Stimmung nicht wiederfinden.

Aus meinem „Bauernspiegel“.

Von Willibald Nagl („Deutsche Worte“).

(4. Fortsetzung.)

Dem Grade nach, wenn auch nicht in der Qualität, ist diese „brave Verstellung“ auch nach den Orten verschieden, an denen sich die Bauersleute eben befinden. In der „Feier“ (auf Visite) sind sie manierbarer als zu Hause; und in der Kirche, — nun, das ist wohl selbstverständlich, daß sie dort am meisten in die Manier verschanzt sind. Dort ist alles übernatürlich, wie die Manier selbst widernatürlich ist; dort verrichtet der Priester, der

Träger und das Zentrum des ganzen Manier-systems (nach bäuerlicher Auffassung), die heiligen Handlungen; von dorthin stammt ja im Grunde auch das bäuerliche Moral- und Manier-system. Es ist darum kein Wunder, wenn der Bauer seine ganze Natürlichkeit gleichsam zu Hause läßt, und in der Kirche nur als Maniermensch lebt; darum wäre es so unschicklich, in der Kirche den Kopf unzuwenden, oder sonst irgendwie auch nur einen lässlichen Verstoß gegen die geringste Keuschheit der Manier zu begehen; als Maniermensch geht er zum Beichtstuhl, als Maniermensch hört er die Predigt, die deshalb das Natürliche ja nicht zu sehr hervorheben darf, sondern möglichst in einem nebelumhüllten, erhabenen Moralschwefel bestehen soll; als Maniermensch tritt er an den Tisch des Herrn, und ist froh, wenn er sich von der Beicht bis zur Kommunion ununterbrochen in dieser heiligen Manierhöhe schwebend erhalten kann, — sobald er vor die Kirchenthüre hinaustritt, ist er, einige Verschärfung der Manier abgerechnet, doch wieder der Alte. Was aber auf uns komisch wirkte, war die Beobachtung, wie so manche unbeholfene, wenig herumgekommene Bauersleute auch an anderen Orten, die durch äußeren Glanz, Eleganz und Großartigkeit des Baues u. an die Kirche erinnern, wie die Bahnhöfe, große Vergnügungssäle, Theater, — sofort in die Manier, wie sie ihnen eben geläufig ist, sich verpuppen und daher eine ganz unzeitige Andacht, Steifheit und ehrfurchtsvolle Getragenheit in ihren Bewegungen und Gebärden, selbst in ihren Blicken bekundeten, als wären sie im Begriff, irgend eine hochreligiöse Seelen-Angelegenheit zu ordnen. Dabei hören und verstehen sie keinen Kondukteur oder Polizisten, und thun von allem, was ihnen gesagt wird, das Gegenteil, weil sie, in ihrer Manier stehend, für alles Natürliche wie blind und taub sind. Erst unlängst mußte ich über ein Mütterchen lächeln, das auf dem Südbahnhof in Wien mit einer erwachsenen Tochter in den Wagen zu mir einstieg (III. Klasse). Auf der ganzen Strecke von Wien bis Neunkirchen benahmten sich die beiden so andächtig, als fühlte sich die eine als heilige Anna und die andere als heilige Agnes; sie redeten kein Wort, und wechselten nur verständnisvolle Blicke, — und doch sah jeder auf den ersten Blick, daß sie vom Fintelhause kamen, denn die bleiche Dirne hielt das kleine säugend am Arm. Ja, ich erinnere mich aus meiner Jugend, daß, wenn ich mit bäuerlicher Begleitung im Wartesaal des Bahnhofs saß, wir uns ebenso feierlich angemüht und bekommen fühlten, wie in der Kirche, wenn nicht noch mehr.

4. Diese „brave Verstellung“ bei den Landleuten hat eben nicht bloß einen künstlichen Entstehungsgrund in dem Manierensystem, sie hat auch heute, wo durch dieses System die Natürlichkeit in ihnen zurückgedrängt worden und bereits stark degeneriert ist, auch noch eine natürliche Ursache. Hat doch selbst das unverdorbenste Kind unbewußt die natürliche Neigung, sich vor Erwachsenen, wenn es deren Wohlwollen nicht schon kennen gelernt, zurückzuziehen, seine Bescheidenheit ihnen nicht preiszugeben, hauptsächlich darum, weil es deren Ueberlegenheit fühlt. Und sollte in der so vielfach verkürzten und verärmelten Menschennatur des Bauers nicht dieses Gefühl der eigenen Schwäche liegen, das ihn alle Andern, die persönlich an ihn herantreten, leicht als überlegen fühlen läßt? Daß diese Bauern unter sich den Städter wieder bespötteln und gleichsam die eigene Superiorität geltend machen wollen, stimmt ja mit jener Unart scheuer Kinder, die, wenn der fremde Herr vorüber ist, ihm aus ihrem Versteck die „lange Nase“ zeigen oder das Zünglein nachstrecken. Dieses Gefühl der eigenen Schwäche und der fremden Ueberlegenheit, dessen Vorhandensein im Bauerncharakter ich sowohl aus eigener Erinnerung als durch sonstige Erfahrung bezeugen kann, ist es nun, was den Bauer veranlaßt, seine Natürlichkeit nicht mit in den Verkehr zu ziehen, nicht preiszugeben, sondern dieselbe hinter der allezeit geläufigen Manier zu verschaukeln. Es würde hierin noch nichts Tadelnswertes liegen, im Gegenteil, man könnte darin eine gleichsam unwillkürliche Anerkennung des Bessern und Höheren, die bald zur Annahme dieses Bessern und Höheren führt, erblicken, — wenn nicht gerade dieses widernatürliche Manierensystem, durch welches sich der Bauer momentan zu der Höhe der überlegenen Person, der er eben gegenübersteht, aufzubauen vermeint, ein ganz falscher Weg, ein Hinderniß für die Besserung und Hebung der Bauernwelt wäre. Der Bauer setzt ja voraus, daß die übrigen Menschenklassen auch wieder ihr eigenes Manierensystem hätten (leider irrt er sich hierin bei gewissen Ständen nicht), und daß ihm dieselben nur durch ein noch besseres Manierensystem, nicht durch eine vervollkommnete Natürlichkeit, überlegen geworden seien. Wenn er daher in höheren Sphären irgendwie zu thun hat, so ist seine erste Frage: „was man denn bei diesen Leuten für ein Benehmen haben müsse“, — eine Frage, die so viel heißt als: „in welcher Weise denn hier die Verstellung gefibt wird“. Und wenn er sich dann bei möglicher Verbarrickadung seines natürlichen Wesens, recht ungeschickt benommen hat, dann sagt er: „Ja, unsereins weiß ja dieser Leuten ihr Benehmen nicht so!“ — Dieses unbestimmte Gefühl der eigenen Schwäche und Unzulänglichkeit haftet vielen unserer Bauern so sehr an, daß sie sich auch dort, wo sie sich einer nicht überlegenen Person gegenüber befinden, davon bewegen lassen, fortwährend ihre moralische Ergänzung aus der Manier zu holen, und so muß denn schließlich auch im gegenseitigen Verkehr aller nach einer gewissen Charaktervollendung strebenden, ernstlichen Bauersleute jener als der Tüchtigere gelten, der seine natürliche

Unvollkommenheit am besten mit der Maniertugend bemäntelt, der ein besonderer Virtuos in der „braven Verstellung“ geworden ist.

5. Nun wollen wir noch sehen, wie diese „brave Verstellung“ die Bauersleute — männlich oder weiblich — von der frühen Jugend bis zum Grabe begleitet. Wenn wir oben sagten, daß in jedem Kinde die echte, wahre Natur immer wieder unverfälscht geboren wird, so meinen wir damit nicht, daß ihm keine von den Eltern ererbten Fehler und Verdorbenheiten anhaften, wir wollen nur gesagt haben, daß in jedem Kinde die Natur von Haus aus das Bestreben habe, sich nach ihren Befehlen richtig zu entwickeln und zu vervollkommen, was vorhandene Mängel eher ein- als ausschließt. Es ist somit anzunehmen, daß die Natur in den Landkindern desto mangelhafter sei, je verdorbener das natürliche Wesen in den Eltern ist; daraus geht wieder weiter hervor, daß, sobald das Vorstellungsvermögen in den Kindern lebendiger wird, in ihnen auch jene aus dem Gefühl der eigenen Schwäche sich ergebende Scheu viel größer sein muß, als in den von Natur reger beanlagten Stadtkindern. Die Eltern sollten dahin wirken, daß sie in ihren Reden und Bemerkungen das Vertrauen der Kinder zu solchen Personen, die den Kindern wirklich wohlwollen, rege machen — aber sie thun das Gegenteil davon. Sene unwillkürlichen, oft fast unbewußten Aeußerungen, welche die Eltern in ihrem Widerwillen gegen die Schule und „herrische“ Bildung oft genug in Gegenwart der Kinder fallen lassen, machen auf diese einen weit tieferen, nachhaltigeren Eindruck, als die forzierten Manierreden, welche öfter an die Kinder gerichtet werden: „Nun, hast alles gemacht, was Euch der „Herr Lehrer“ aufgegeben hat?“ „Man muß thun, was der „Herr Lehrer“ sagt“, u. s. w. Allerdings geben manche Lehrer selber zu ihrer Mißliebigkeit beim Landvolk schuldbaren Anlaß. Ich erinnere mich aus meiner eigenen Schulzeit an einen, der seinen Liberalismus nicht anders zu bezeugen wußte, als daß er bei der damals üblichen Schulmesse, welcher so viele Eltern mit anwohnten, dem Altar den Rücken lehrte, zeitweilig gähnte und mit den Fingern sich unaufhörlich durch die hochaufgezauten Haare fuhr. Und was die Landleute hier an dem einen gesehen, das dehnen sie natürlich in ihrem Vorstellungskreis auf alle anderen Lehrer aus, die den gleichen „herrischen Kod“ tragen; und was dann die Alten zu Hause reden, davon liefert die Zurückgezogenheit der Kinder den besten Beweis. Nun fallen diese in ihrer allseitigen Abgeschlossenheit ganz den Eltern anheim, und lernen von ihnen, obwohl unter Beh und Ach, das Manierensystem.

Mich hat es selber öfter geschmerzt, wenn ich (mitunter noch dazu eng verwandte) Knaben oder Mädchen freundlich anreden wollte, — und sie mir ohne Antwort, ohne nur eine Miene zu verziehen, was sie konnten davonliefen! Das waren Knaben von 11—12 Jahren! Freilich dürften sie über mich zu Hause von ihren Eltern nie viel Schönes hören, denn ich habe ja studiert und bin — kein Geistlicher geworden.

Wie hochgradig — bis zum Anscheine der Bosheit — diese Scheu in den Kindern oft ist, zeigt folgendes Beispiel: Der selige Oberlehrer von Neuentirchen folgte einmal einer — freilich nur aus höflicher „Manier“ an ihn ergangenen — Einladung in ein Bauernhaus. Als er durch's Thor hereintam, konnte der Junge, mein Schulkamerad, nicht mehr aus dem Zimmer entweichen, um sich den Augen des Oberlehrers zu entziehen, verfloch er sich daher schleunigst unter das Bett; seine Mutter konnte dies nicht energisch genug verhindern, denn soeben tritt der ehrwürdige Herr Oberlehrer in's Zimmer. Es wurde nun ein Ständchen geplaudert, gegessen und getrunken, da fragte der Lehrer endlich, wo denn eigentlich der „Seppel“ sei, und die Alte — ich weiß nicht, ob aus Angst oder Gewissenhaftigkeit oder Dummheit — gestand die Wahrheit und wollte den verdeckten „Seppel“ hervorholen, aber umsonst! er hätte eher geschlagen, getreten und gebissen. Welche Verriedigung der gute Oberlehrer über diesen seinen Besuch empfunden haben wird, können wir uns denken.

Diese übergroße Scheu vor allem nur einigermaßen Fremden, diese abstumpfende Zurückgezogenheit beim Kinde, das man doch am liebsten in unbesangener Fröhlichkeit sieht, ist der erste große Schritt zur Verstellung; denn durch diese Scheu lernt es das alles verheimlichen, was es gern wäre und was es gern wollte, was ihm aber seine harte Umgebung abschlagen wird. Die Kinder werden nämlich auch scheu gegen ihre ungeredeten Eltern, gegen alle Alten, überhaupt gegen die Öffentlichkeit.

Zur Kunstgeschichte.

P. E. Die Sozialdemokratie mit ihrer Geschichtsauffassung ist nicht eine Reihe von besonderen politischen und sozialen Grundfragen, die man haben kann oder nicht haben kann, ohne dadurch ein anderer Mensch zu werden; sie ist eine ganze Weltanschauung; sie beherrscht den ganzen Menschen, sein gesamtes Geistesleben; und selbst auf die scheinbar entlegenen Gebiete seines Denkens und Empfindens hat sie Einfluß. Hermann Bahrs „Zur Kritik der Moderne“ bietet einen interessanten Belag dafür aus dem Gebiet der Kunstkritik.

Die alte Weltbetrachtung war metaphysisch. Man glaubte an „ewige Wahrheiten“, an „ewige Ideale der Schönheit“, an „natürliche Zustände der Gesellschaft“. Das, was gerade die Bewußtseinsinhalte bildete, das,

was gerade existierte — etwas anderes konnte man sich ja nicht denken — das war von Ewigkeit her so gewesen und würde in Ewigkeit hin so sein. Es erschien der Kapitalismus als die ewige, natürliche Form der Gesellschaft, und deshalb machte man schon Adam, als er mit einem Stod sich einen Apfel vom Baume schlug, zum Kapitalisten — der Stod war sein Kapital; so erschien das bürgerliche Recht als Naturrecht, das schon von Anfang der Welt an gegolten hatte; die herrschende Aufklärungsreligion als Naturreligion, die schon Socrates, Christus, Moses, Confucius u. s. w. gelehrt hatten; die bestehenden ästhetischen Begriffe hatte schon der alte Homer im Kopf gehabt; und wenn etwa einmal zeitweilig anderes Recht, andere Religion, andere Aesthetik geherrschte, so war das eine Verirrung des menschlichen Geistes gewesen, wie sie namentlich das „finstere Mittelalter“ bot.

Eine derartige Auffassung der Dinge war natürlich stoffkonservativ, trotzdem sie revolutionär auftrat. Revolutionär trat sie auf gegenüber der alten feudalen Gesellschaft, der „Verirrung des menschlichen Geistes“; wird sie die erst überwunden haben, so wird sie jeden weiteren Fortschritt unmöglich machen. Nachdem alles eine „natürliche“ Ordnung bekommen hat — nämlich seine bürgerliche — wird nun nichts mehr geändert, bleibt nun alles Seiende in Ewigkeit weiter bestehen, ist die bürgerliche Gesellschaft in Permanenz erklärt.

Ein Interesse daran, diese metaphysische Auffassung zu bekämpfen, hatten naturgemäß die zwei feindlichen Klassen des Bürgerthums: der Adel und das Proletariat. So wies die aristokratische Jurisprudenz die Annahmen des „Naturrechts“ nach und zeigte, daß es nur ein historisches Recht gab; so traten den naturrechtlich konstruierenden liberalen Historikern und Staatswirthschaftlern die Reaktionäre mit ihrem Schlagwort „Entwicklung“ entgegen. So zertrümmerte Hegel mit seinem doppelten, reaktionär-revolutionären Gesicht in der Philosophie die Metaphysik und setzte die Dialektik an ihre Stelle, die Methode, die nun alles als veränderlich, fliehend, sich entwickelnd, nicht — ewig, nicht — „natürlich“ auffaßt. So vernichtete Marx den Wahn, daß die bürgerliche Produktionsweise die ewige sei und wies nach, daß ihr andere vorausgegangen und andere nachfolgen werden.

Wo keine Klasseninteressen so stark in Frage standen, oder wo man aus anderen Gründen nicht auf die Entwicklung hinweisen konnte, hielt sich die alte metaphysische Betrachtung. So in der Aesthetik und in der Religion. In der Religion ist der Grund klar. Die Pfaffen waren in einer schlimmen Lage; die Religion ist von Natur metaphysisch; sie muß als ewig, bleibend, unveränderlich betrachtet werden, sonst verliert sie allen Kredit; und, wenn man die Naturreligion der Aufklärung durch den Entwicklungsbegriff bekämpfen wollte — das hieß denn doch wirklich den Teufel durch Beelzebub austreiben! In der Religion konnte sich die dialektische Auffassung also erst sehr spät durchbrechen, als die Methode der übrigen Wissenschaften auf die Theologen zwingend einwirkte; denn wenn alle Welt sagt: 2 mal 2 ist 4, so kann ein Einzelner unmöglich behaupten 2 mal 2 ist 3.

In der Aesthetik war kein eigentliches Klasseninteresse vorhanden, was zu einer Erneuerung der Wissenschaft hätte treiben können. Auch hier mußte man auf den Einfluß äußerer Einwirkung warten.

Wahr sagt den Charakter der modernen Kritik als dialektisch auf. „Das ist der Unterschied zwischen der alten Kritik und der neuen, daß jene den Künstler belehren wollte, und diese will vom Künstler lernen. . . Die Zeit ist eine metaphysische gewesen und eine dialektische geworden. Die Kritik muß ihr diesen Weg nachmachen. . . Die literarische Kritik, wofür sie modern werden will, muß sich an die Bewegung der Schönheit gewöhnen, an ihr Wachstum in unablässig wechselnder Erscheinung, und, um die Ursachen der Richtung zu begreifen, welche ihre Bewegung jeweilig nimmt, ihren Zusammenhang mit ihrer Nachbarschaft suchen. Sie muß sich darin finden, daß, was das eine Geschlecht mit Begeisterung, Leidenschaft und Liebe erfüllt, das nächste langweilt und kalt läßt, und daß man die Fassung der Trauerspiele wechselt, wie den Schnitt der Weinkleider.“ Die moderne Kritik reiht sich also in jene allgemeine Bewegung ein, welche die Wissenschaften von der Metaphysik zur Dialektik trieb.

In seiner materialistischen Geschichtsauffassung hat Marx eine Ergänzung zu der Allgemeinheit der dialektischen Methode gegeben. Er hat den Satz aufgestellt, daß das Primäre (das Erste, Ausschlaggebende) in der allgemeinen geschichtlichen Bewegung der Staatsformen, Anschauungen, Wissenschaften, Künste, Gefühle — die Bewegung der Produktionsweise ist. Und die Sozialdemokratie hat ihren theoretischen Boden in der Anschauung, daß durch die Veränderung der Produktionsweise die gegenwärtige Gesellschaft, als Ausdruck der bestehenden Produktionsform, gesprengt wird. Wer als Kenner von Marx an die Geschichtswissenschaft herantritt, wird diese materialistische Geschichtsauffassung beibehalten. Das ist der Fall bei Bahrs, er sucht die Bewegungen der Aesthetik aus der Bewegung der Produktionsverhältnisse zu erklären.

Damit man das kann, sind nun freilich eine Unmenge Kenntnisse erforderlich. Es ist nicht genug, daß man die Entwicklung im Allgemeinen, in ihren großen Zügen verstanden hat; man muß auch eine Unsumme von Einzelkenntnissen aufgespeichert haben. Allerdings ist das Letzte immer die Entwicklung der Produktions-

*) Aesthetik ist die Lehre von der Schönheit, dem Geschmack.

Verhältnisse; aber ehe sie sich in Veränderungen der Kunst äußern, durchlaufen die Ursachen eine Umneigung von Punkten, welche untersucht werden müssen; durch Tausende von kleinen Kanälen und Gräben rinnt das neue Leben, ehe es an die Kunst kommt, und alle sind mit einander verbunden, eins hängt mit dem andern zusammen; und wenn man nicht das alles ganz genau kennt, so geräth man in die sehr große Gefahr, die materialistische Geschichtsauffassung in ihrer Gegentheil umzuschlagen zu lassen, aus der Methode ein Dogma zu machen. Wahr hat mir das einmal selbst vorgeworfen. Ich finde aber, daß er den Fehler gleichfalls gemacht hat.

In dem Aufsatz „Zur Geschichte der modernen Malerei“ versucht der Verfasser die Entwicklung der modernen Malerei aus der mittelalterlichen durch den Einfluß der veränderten Produktionsweise zu schildern.

Ich fühle mich zu einem solchen Unternehmen natürlich nicht berufen, da mir die notwendigen Einzelkenntnisse abgehen. Allein ich würde mir die Sache etwa so denken:

Das Kunstwerk wird gemalt und wird gekauft. Von dem Erlös will der Künstler leben; er wird also so malen, daß er einen Abnehmer findet. Außer seinem Geschmack kommt also noch der Geschmack des Abnehmers in Frage.

Einziger Abnehmer während des Mittelalters war die Kirche. Die Kirche hat aber, soweit sie die Kunst anwendet, stets das Bestreben, die alten, gewohnten Formen der Kunst zu wahren, aus psychologischen Gründen. Es kommt ihr sogar nicht darauf an, das Kunstwerk zum Symbol erstarrten zu lassen. So verlangte sie immer Werke in dem überlieferten byzantinischen Stil. Bezeichnend genug, malt die russische kirchliche Kunst noch heute genau so.

Der Künstler malt, was von ihm verlangt wird; und da die ganze Sache schließlich ein Handwerk ist, so wird sie handwerksmäßig betrieben — in Rußland ist jetzt sehr gut zu beobachten, wie der Handwerksbetrieb dieser Kunst in den Manufakturbetrieb übergeht.

Zunächst durch den Handel, dann durch die Einrichtung von Manufakturen wird die Gesellschaft geändert. Die Fürsten-Kaufleute entwickeln sich. Die Kirche, als allgemeine Ausbeuterin, profitiert am meisten. Mit dem zunehmenden Reichtum entwickeln sich aus den unwissenden, plumpen, gläubigen Pfaffen geistreiche, gebildete und sehr skeptische Prälaten. Diese konnten den Künstler ehren, der im Handwerk erwachte. Mit dem Glauben war ihnen auch das Verständnis für die psychologische Bedeutung des alten spindeldürren Heiligenbildes auf Goldgrund, des mathematisch starren Madonnenbildes mit rechtwinklig zur Fläche stehenden Augenachsen und den steifen Händen abhanden gekommen. Ihnen war es ganz recht, wenn die Gesichter Mienenpiel bekamen, wenn sie individuellen Ausdruck erhielten und schließlich nicht mehr nach dem überlieferten Typus, sondern nach dem Modell gemacht wurden; wenn die langen, zusammengelebten Finger auseinander gingen, und zwar noch edige Bewegungen machten, aber doch immer Bewegungen; und wenn statt des Goldgrundes eine Phantasielandschaft gemalt wurde, mit Bergen, die freilich wie aufeinander gestürzte Eisstücke aus sahen, und mit Bäumen, die freilich frisch aus der Baumschule genommen waren. Künstler giebt es ja immer; sie kommen nur nicht zum Malen, wenn sich kein Interesse für ihre Gemälde vorfindet; auch unter den alten byzantinischen Handwerkern gab es natürlich Künstler; aber sie kamen nicht zum Vorschein; jetzt lodte das veränderte Publikum sie hervor.

War einmal das Publikum gegeben, so entwickelte sich die Sache immer weiter. Nachdem der Künstler im Handwerk als Künstler arbeiten konnte, fühlte er sich auch als Künstler. Das charakteristische Zeichen ist die beginnende Künstlereitelkeit; man beginnt jetzt auf seine Gemälde seinen Namen zu setzen.

Es dauert lange, ehe die mittelalterlichen Formen ganz abgestreift sind. Natürlich. Der Künstler ist immer im Bann der Vergangenheit, sieht die Welt immer mit den Augen seiner Vorgänger; und es mußten erst einige Generationen auf einander folgen, ehe man sich ganz emanzipiert hatte. Es dauerte lange, ehe aus dem byzantinischen Kulturbild der Muttergottes mit dem Kind sich die Raphael'schen Idyllen: Mutter und Kind entwickelten — die Madonna mit dem Buche, wo das Kind mit dem Brustlag der Mutter spielt, Madonna la belle jardinière u. A.; und es dauerte, ehe sich aus diesen Vorgängern die Madonna von Rubens entwickelte, die vergnügte Niederländerin, welche von spielenden, schäfernden, übereinander kugelnden, nackten kleinen Engeln umtollt wird.

Als die Kirchenfürsten den Künstlern im Handwerk erlaubten, Künstler zu sein, bildete sich ein Künstlerstand heraus; und der gab die Möglichkeit, daß auch die weltlichen Fürsten, die reich gewordenen fürstlichen Kaufleute, die päpstlichen Condottieri „sich für die Kunst interessieren konnten.“ Aufgewachsen in den Traditionen der kirchlichen Kunst, konnten die Künstler natürlich nicht sogleich die Thematik wechseln; nur die Porträtmalerei naturgemäß machte eine Ausnahme. Aber indem die kirchliche Kunst immer menschlicher wurde, indem die Gestalten der Bibel und Legende immer weltlicher erschienen, ihre Magerkeit und ihren Goldgrund, ihren alten Typus und ihre goldbeschlagenen Gewänder verloren, indem sie das Kostüm der Zeit anzogen und die Gesichter der eben herumlaufenden Menschen aufsetzten — ging die kirchliche Kunst schon von selbst über in die weltliche. Wie man das

Ding nannte, war gänzlich gleichgültig geworden. Man malte ja nicht mehr Erbauungsbilder, sondern Kunst; der Künstler wollte seinem Publikum nicht mehr Gelegenheit zu Kulturhandlungen geben; sondern Gelegenheit, seine Kunst zu bewundern.

Gelegenheit, seine Kunst zu bewundern, bot ihm nun aber die Malerei frommer Bilder nicht genügend. Zwar konnte er mit Wollust in der Perspektive schwelgen und zeigen, was er gelernt hatte; er konnte bewegte Gruppen und Einzelbilder malen; er konnte seine phantastischen Landschaften dazu thun; aber eins konnte er nicht! er konnte nichts Nacktes machen. Der heilige Sebastian und die blühende Magdalena, wo man wenigstens die Brüste zeigen konnte — das war doch Etwas wenig. Und er durstete so nach Fleisch, nach Nacktem!

Ein Ausweg war bald gefunden: er nahm sich die mythologischen Stoffe vor, die gaben ihm Gelegenheit.

Nunmehr war das Eis gebrochen, das Stoffgebiet auch äußerlich erweitert, und von nun an kann die Sache weiter gehen. Das weltliche Publikum mehrt sich immer, das geistliche wird immer weltlicher, der Geschmack am Kunstwerk als Kunstwerk, geweckt durch die Künstler, weckt wieder die Künstler. Jetzt kann man die Geschichte der Malerei aber auch nicht mehr rein mit Hilfe der materialistischen Geschichtsauffassung betrachten; sie wird jetzt mehr durch ihre innere Psychologie getrieben, wie durch die äußeren materiellen Verhältnisse. Damit wird die Sache ungleich verwickelter und schwieriger.

(Schluß folgt.)

Die Bedeutung der Gewerkschaftsbewegung für die allgemeine politische Arbeiterbewegung.

In Nachstehendem wollen wir uns einmal mit einer Sache beschäftigen, in der wir uns zwar mit der über-großen Mehrheit der Klassenbewußten Arbeiterschaft einerlei Meinung wissen, jedoch auch wissen, daß eine Minderheit vorhanden, die darin einen abweichenden und nach unserer Auffassung völlig falschen und der Arbeiterschaft nachtheiligen Standpunkt vertritt.

Es betrifft das die Frage, von welchem Einfluß die Gewerkschaftsbewegung auf die Ausbreitung des sozialdemokratischen Prinzips ist.

Um die Entscheidung dieser Frage haben innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung schon heftige Kämpfe stattgefunden. Als Ende der sechziger Jahre Theodor Morf, Schweizer und Freigie sich von der Nothwendigkeit der Begründung gewerkschaftlicher Organisation überzeugung hatten, weil der allgemeine deutsche Arbeiterverein und folglich auch das von diesem getragene sozialdemokratische Prinzip doch gar zu langsame Fortschritte machte, da bildete sich sofort eine heftige Organisation. Man befürchtete, daß durch die gewerkschaftlichen Bestrebungen die Arbeiter von den allgemeinen weiteren Zielen abgelenkt, das sozialdemokratische Prinzip verwässert werde. Und hätte nicht damals die um die erwähnte Zeit innerhalb der deutschen Sozialdemokratie entstehende andere Richtung, die sogenannte Eisenacher Partei, sich zur Aufrüttelung der Arbeitermassen ebenfalls gewerkschaftlicher Organisationen bedient, der offene Widerspruch gegen die Begründung solcher würde bei den Vassalleanern wahrscheinlich noch viel heftiger gewesen und nicht so bald verstummt sein, als es so der Fall war. Doch wenn dieser Widerspruch auch verstummt war, so wollte es mit den Gewerkschaften trotzdem nicht recht vorwärts gehen. Erst nach der 1875 vollzogenen Vereinigung der Vassalleaner und Eisenacher gelangten im gewissen Sinne die Gewerkschaften Bürgerrecht.

Der Aufschwung, den dieselben dann in den Jahren 1876 und 1877 nahmen, war aber nur von kurzer Dauer, denn der eiserne Besen des Sozialistengesetzes fegte sie im darauffolgenden Jahre sämtlich hinweg. Jetzt herrschte mehrere Jahre hindurch auch auf gewerkschaftlichem Gebiete Grabesruhe, und erst Anfang der achtziger Jahre hatten sich die Arbeiter von der ersten Verblüffung über das Ausnahmegesetz soweit erholt, daß sie auf's Neue daran gingen, sich zu organisieren.

Die allgemeine Stimmung in der Klassenbewußten Arbeiterchaft war damals den gewerkschaftlichen Organisationen weniger als je günstig; der Druck und die Vergewaltigungen durch das Sozialistengesetz hatten die Arbeitermasse derart verbittert und pessimistisch gestimmt, daß es ganz natürlich war, wenn Viele an der Nützlichkeit der gewerkschaftlichen Organisationen zweifelten.

Wie falsch diese Anschauungen gewesen, wissen wir heute, wenigstens sind wir und mit uns die Mehrheit der Sozialdemokraten davon überzeugt, daß die Ueberwindung des Sozialistengesetzes zu einem guten Theil der Gewerkschaftsbewegung mit zu danken ist und es darum um so unbegreiflicher ist, wenn diese unter den sozialdemokratischen Arbeitern selbst heute noch viele Gegner hat.

Und es läßt sich nicht leugnen, solche Gegner sind noch immer viele vorhanden. Und noch zahlreicher als die direkten Gegner sind diejenigen, welche zwar nicht gegen die Gewerkschaftsbewegung opponieren, ihr aber auch nicht die Bedeutung zuerkennen, die ihr gebührt.

Seither ist man der offenen Erörterung dieser Frage von allen Seiten möglichst aus dem Wege gegangen, wogegen wir hier auch nichts einwenden wollen. Aber die Beweggründe für die Ignorierung dieser Frage fallen jetzt zum größten Theile fort. Man wird künftig nicht mehr

sagen können, wir sprechen uns deshalb nicht für die Gewerkschaften aus, damit diese nicht für sozialdemokratische erklärt und verboten werden können, was unter der Herrschaft des Ausnahmegesetzes allerdings häufig genug geschehen ist, wie die zahlreichen demselben zum Opfer gefallenen Fachvereine beweisen.

Das wird nun zwar in Zukunft nicht mehr geschehen können, doch dürfen wir uns auch nicht darüber täuschen, daß auch fernerhin jede Arbeiterorganisation unterdrückt werden wird, welche die gemeinrechtlichen Gesetzesbestimmungen nicht bis zum Tüpfelchen über dem i auf's Genaueste beachtet, unbekümmert darum, ob ein bekannter Sozialdemokrat dabei theilhaftig ist oder nicht.

Die Feinde der Arbeiterbewegung sind sich eben über die wahre Bedeutung, welche die gewerkschaftliche Bewegung für die Sozialdemokratie hat, viel mehr im Reinen, als ein Theil der letzteren selber. Wir glauben, daß es weniger der durch Abkürzung der Arbeitszeit, Erhöhung der Löhne und sonstige Verbesserungen der Arbeitsverhältnisse den bestehenden Klassen abgerungene Vortheil ist, welcher diese Klassen und die aus ihnen hervorgegangenen und zu ihnen haltenden Behörden zu solchen erbitterten Feinden der Arbeiterkoalitionen macht, wie sie es thatsächlich sind, als vielmehr die Erkenntnis, daß durch die gewerkschaftlichen Organisationen und die von diesen geführten Lohnkämpfe mehr Rekruten gedrillt werden für den allgemeinen großen Kampf, der die Privilegien der herrschenden Klassen ganz beseitigen soll, als es alle auf rein politischer Grundlage sich bewegende Agitation vermag.

Und so ist es auch. Und ferner stehen wir auch nicht an, dies offen auszusprechen. Hier Verstecken spielen wollen, ist nicht nur nutzlos, es muß sogar, wie die Dinge heute liegen, die Arbeiterschaft schädigen. Denn wird jetzt nicht klare und bindende Stellung zur Gewerkschaftsfrage genommen und der irrigen Ansicht entgegengetreten, daß die Gewerkschaftsbewegung das sozialdemokratische Prinzip in seiner Ausbreitung schädige, weil es angeblich die Arbeiter versimpelt und der politischen Bewegung die Kräfte entziehe, dann wird es auch künftig noch geschehen, daß ein Theil der intelligenten Arbeiter und Sozialdemokraten sich um die Gewerkschaften und Lohnkämpfe nicht kümmern, oder es doch erst dann thun, wenn die von weniger geschulten, umsichtigen und erfahrenen Personen geleiteten Arbeiter Fehler und Dummheiten gemacht haben. Es ist immerhin etwas werth, wenn, nachdem Fehler gemacht worden sind, dies öffentlich gesagt wird, noch besser ist aber jedenfalls, wenn Jeder seine Kenntnisse, Einsicht und Erfahrung rechtzeitig dafür einsetzt, daß überhaupt möglichst wenig Fehler und Dummheiten gemacht werden.

Es ist uns allerdings ganz unbegreiflich, wie sich Jemand Sozialdemokrat nennen kann und die gewerkschaftlichen Organisationen verwerfen, d. h. also, wie man nicht einsehen kann, daß indifferente Arbeiter durch eine gewerkschaftliche Agitation besser und leichter aufgerüttelt werden können, als durch eine politische, welche zum Verständnis ihrer noch in gewisser Ferne befindlichen Ziele doch immer eine gewisse Intelligenz voraussetzt, die bei indifferenteren Arbeitern in der Regel eben nicht vorhanden; wie man ferner nicht einsehen kann, daß Arbeiter, die einmal aufgerüttelt und zum Nachdenken und zum Bewußtsein ihrer Klassenlage gekommen sind, ganz von selbst zur Sozialdemokratie kommen müssen, und wie man schließlich weiter nicht beachten kann, daß ein ausgehungerter, durch Ueberarbeit körperlich und geistig abgestumpfter Arbeiter unmöglich soviel körperliche und geistige Spannkraft besitzen kann, um nur das sozialdemokratische Prinzip begreifen, geschweige die Opfer bringen zu können, welche der Kampf um dieses Prinzip erfordert, während es doch andererseits unbestreitbar ist, daß dort, wo heute die Arbeiter unter besseren Bedingungen arbeiten, dies in der Hauptsache und in erster Linie den Gewerkschaften zu danken ist. Da es nun aber nichtsdestoweniger doch innerhalb der Sozialdemokratie noch Leute giebt, welche die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Gewerkschaften bestreiten und damit die allgemeine Arbeiterschaft nur schädigen, sei es auch nur durch die Konfusion, die sie damit in den Kreisen der noch weniger klar denkenden Arbeiter anrichten, so meinen wir, daß zu dieser Frage jetzt unbedingt von kompetenter Seite Stellung genommen werden muß.

Diese kompetente Stelle ist nach unserem Dafürhalten der sozialdemokratische Parteitag. Und wenn auf dessen Tagesordnung auch nur „Stellungnahme zu den Streiks und Boykotts“ steht, so zweifeln wir doch auch nicht im Mindesten daran, daß er auch Stellung zu den Gewerkschaften als solchen nimmt, sei es auch nur durch eine Resolution, in der den Arbeitern der Beitritt zu den gewerkschaftlichen Organisationen empfohlen wird. Thut der Parteitag das, und er kann es thun, ohne daß die gewerkschaftlichen Organisationen irgend wie dadurch gefährdet werden, dann wird jenen Querköpfen, die nichts von Gewerkschaften wissen wollen, der Boden entzogen sein und die allgemeine Arbeiterbewegung den größten Nutzen davon haben.

(Aus einem Artikel der „Tischlerzeitung“.)

Allerhand „ernste Worte“.

Die soziale Situation erscheint den ernstern Geistern der herrschenden Klassen bereits in hohem Maße unheimlich. Ueberall ertönen die Mahnrufe, Man solle den rücksichtslosen Klassenegoismus nicht zu weit treiben, die

Folgen könnten fürchterlich sein. In den „Jahrb. f. Nationalökonomie u. Statistik“ schließt ein deutscher Professor (Herr Kleinwächter) seine Kritik der Gewerbeinspektorenberichte für 1889 mit folgenden Ausführungen:

„Eine Bemerkung kann ich schließlich nicht unterdrücken, weil dieselbe sich mir bei der Lektüre des vorliegenden Jahresberichtes unwillkürlich aufgedrängt hat. Wir leben, wie die kontinuierlichen Streiks beweisen, in einer Zeit, in der die Wogen der Arbeiterbewegung höher gehen als sonst, und wer dies etwa bezweifelt hat, dem mußte der 1. Mai des Jahres 1890 hierüber die Augen öffnen. Wenn man jedoch die Berichte der Gewerbeinspektoren über die von ihnen bemängelten Unzulänglichkeiten in den Fabriken und über die unzähligen größeren und kleineren Streitigkeiten aus dem Arbeitsverhältnisse liest, wenn man liest, in welcher geradezu erbärmlicher Weise gewissenlose Arbeitgeber sich ihren Arbeitern gegenüber benehmen, welche Rohheiten sie sich diesen gegenüber erlauben; wie sie nicht im mindesten darauf bedacht sind, die Gesundheit und das Leben ihrer Arbeiter gegen die schädlichen Einflüsse oder die Gefahren der Arbeit zu schützen, selbst da, wo sich die erforderlichen Schutzmaßregeln mit geringen Opfern herstellen ließen; wie sie bestrebt sind, die Löhne möglichst niedrig zu halten; wie sie vor kleinen Bunkelzügen (Trudunwesen, willkürliche Geldstrafen u. dgl.), ja selbst vor direkter Betrügereien (Anwendung von falschem Maß und Gewicht gegenüber den Arbeitern bei der Berechnung der Löhne) nicht zurückschrecken, nur um dem Arbeiter an seinem ohnehin schon niedrigen Lohne noch etwas abzuzucken zu können — dann gelangt man nothwendig zu dem Resultate, daß diese gewissenlosen Arbeitgeber und nicht die Arbeiter die eigentlichen Urheber und Verbreiter der sozialistischen Bewegung sind, die heute die gesammte zivilisierte Welt durchzittert. Und wenn es — wovon uns der Himmel gnädig bewahren möge — wirklich einmal zur sozialen Revolution und zum Blutvergießen kommen sollte, so wird die Schuld hieran nicht den physischen Thätern, sondern ausschließlich jenen intellektuellen Urhebern zuzuschreiben sein, die in kurzfristiger Verblendung um eines augenblicklichen Vortheils willen nicht davor zurückschrecken, die Arbeiter durch alle erdenklichen Bedrückungen kontinuierlich wie mit Nadelstichen zu reizen und sie auf diese Weise mit glühendem Haß gegen die bestehenden Klassen und die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung zu erfüllen.“

„Hieraus ergibt sich aber ein Weiteres: Wenn es die natürliche Konsequenz ist, daß Arbeitermassen, die von gewissenlosen Arbeitgebern in widerrechtlicher Weise bedrückt und übervorthelt werden, von Klassenhaß, Rachebist und Umsturzplänen erfüllt werden, so ergibt sich hieraus umgekehrt, daß derjenige, der durch seine gewissenlose Handlungsweise jene Drachensaat ausstreut, sich eines schweren Vergehens gegen den Bestand des Staates und der Gesellschaft schuldig macht. Der Staat und die Gesellschaft haben daher das vitalste Interesse

darin, daß derartige Dinge hintangehalten werden, und es ist wohl der Mühe werth, zu erwägen, ob es sich nicht empfehlen würde, eine hierauf Bezug nehmende Bestimmung in das Strafgesetzbuch aufzunehmen. Solange aber unsere Strafgesetzbücher den Begriff der Gefährdung des sozialen Friedens nicht kennen und der Schutz der Arbeiter einzig und allein durch die Fabriks- und Arbeitergesetzgebung angestrebt wird, wird man das größte Gewicht darauf legen müssen, daß die Gewerbeinspektoren mit aller Energie ihres Amtes walten und den sozialen Frieden schützen.“

Die Verblendung der von der „Köln. Zeitung“ gegen die soziale Politik des Kaisers geleiteten Fronde, und der schlotjunkerliche Hochmuth ihrer Hintermänner wird von der „Kreuzzeitung“ offen gekennzeichnet:

„Wenn die leitenden Geister des Großkapitalismus mit der Richtung unserer Sozialpolitik nicht einverstanden sind, so mögen sie das zum Ausdruck bringen. Niemand wird ihnen ein Recht beschränken wollen, das jede Partei wie jeder Einzelne für sich selbst in Anspruch nehmen. Wohl aber darf man verlangen, daß diese abweichende Meinung in eine Form gebracht werde, die mit der Wahrung der staatlichen Autorität und der Achtung vor der Obrigkeit vereinbar ist. Die Haltung einzelner Blätter, insbesondere der „Köln. Ztg.“, entspricht dem eben schon lange nicht mehr, und je näher wir dem ersten Oktober kommen, desto weniger scheint sie es zu thun. Sie setzt das Ansehen derselben Monarchie aufs Spiel, von der sie gleichwohl verlangt, daß sie das „Ansehen der Arbeitgeber“ stärke! Was eine so oberflächliche Auffassung darunter versteht, ist klar: auf jedem Werke möchte man eine Kompagnie Soldaten haben, dann würde man zufrieden sein. Wenn es viele Unter-Unternehmer geben sollte, wie der fast hundertfache Millionär, von dem uns glaubwürdig erzählt wird, daß er einen „Sport“ daraus mache, mit seinem eleganten Gefährt durch die gedrängten Reihen der Arbeiter hindurch zu jagen, — dann freilich dürfte diese Art von „Stärkung“ angemessen sein, weil keine andere übrig bleibt. Auf dem Anweisen des erwähnten Herrn ist bei der letzten Reichstagswahl keine einzige nicht sozialdemokratische Stimme abgegeben worden — da hätten wir die Luitung und aus erster Hand. Dieses „Schlotjunkerthum“, das alle schlechten Eigenschaften des „Feudal“-Junkerthums hat, ohne eine einzige seiner Lichtseiten zu besitzen, ist leider nicht spärlich vertreten.“

Aber wehe, wehe! Auch mit dem Feudal-Junkerthum sieht es übel genug aus. Kaum hatte die „Kreuzzeitung“ jene Mahnworte an die Bourgeoisie gerichtet, so hörte man von einigen Selbstmorden in adligen Kreisen, die als Symptome einer tiefgehenden Verzerrung angesehen werden mußten. Die „Kreuzzeitung“ war ehrlich genug, nun auch einmal den adligen Herren, deren sozial-politisches Interesse sie vertritt, ihre Meinung ohne Hinterhalt zu sagen:

„Wenn große Vermögen am Rennplatz und im Spiellub schwinden, statt dem hohen Ziele sittlicher Erneuerung des Volkes dienstbar gemacht zu werden, wenn das Leben in elenden Liebeshändeln hinzieht, die wohl einen Anfang, aber kein Ende haben; wenn jede That und jedes Wort nur für die Art des „ewig Blinden“ zeugen, — dann sind die im Recht, die voll Ingrimme rufen: fort mit diesen Drohnen ihre Uhr ist abgelaufen; fort! . . . Soll es denn immer dabei bleiben, daß aus der Geschichte nichts gelernt wird? Kaum 100 Jahre sind es her, als die Feudalmonarchie und mit ihr Alles, was mit den Wurzeln seines Daseins noch am Mittelalter haftete, vor dem Ansturm des nach Gleichberechtigung strebenden „dritten Standes“ jäh zusammenbrach. . . . Die „Zeichen der Zeit“ sind heute so unverstanden, als sie es jemals waren, Niemand kümmert sich um sie, oder man denkt sich im Stillen: Nach uns die Sündfluth. Man braucht nicht der Ansicht zu sein, daß die soziale Revolution, die um so weniger ausbleiben wird, je dauerhafter sich diese leichtfertige Auffassung der Dinge erweist, dieselben gewaltigen Formen annehmen müßte, welche der großen politischen Umwälzung eigen waren: an dem Wesen der Sache selbst und ihrem grundstürzenden Charakter würde das jedoch nichts ändern.“

Das Stöder'sche „Volk“ knüpft an diesen Artikel einige ergänzende Bemerkungen:

„Die große Bourgeoisie zeigt uns dieselben Laster wie der Adel, während bei ihr die Beispiele idealen Strebens und religiöser Hingebung, wie wir sie in so zahlreichen hochgebildeten Adelsfamilien finden, zu den Seltenheiten gehören.“

„Das böse Beispiel, welches die oberen Volksschichten geben, wirkt auch verderblich auf die anderen Klassen, wo dazu noch die soziale Verzerrung und die Noth ihre entfittlichenden Folgen äußern. Und wie traurig sieht es mit der modernen Jugend aus, mag sie nun dem Adel, der großen Bourgeoisie oder dem Kleinbürgerthum angehören! Die sittliche Verwüstung hat dort eine solche Ausdehnung erreicht, daß auch die Wenigen, welche sich rein erhalten, gelähmt von der Zweifelucht und den Eindrücken der allgemeinen Verderbtheit, die Fähigkeit des geistigen Aufschwungs und der opferfreudigen Theilnahme am öffentlichen Leben verlieren.“

„Wehe der Gesellschaft, wenn nicht die rastlose Arbeit an der sozialen und sittlichen Wiedergeburt der zivilisirten Nationen und die Schreden einer sozialen Katastrophe erspart!“

Wahrlich es ist kein Mangel vorhanden an Zeichen der Zeit. Die Verrottung der bürgerlichen Gesellschaft und ihr brutaler Klassenegoismus werden nicht mehr von Sozialdemokraten, die man dafür einsperren kann, sie werden von Organen der herrschenden Richtung selbst denunziert. Vor dem furchtbaren Ernst der Thatfachen muß das selbstgefällige Schönrednerthum beschämt verstummen.“

Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie.

Sammlung Sozialpolitischer Flugschriften.

Heft 5 und 6 (Doppelheft):

Zur Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus in Deutschland.

Von Paul Kampffmeyer.

84 Seiten nur 25 Pfennig.

Die Schrift dürfte sich zur Massen-Verbreitung besonders eignen. Bei größeren Bezügen, sowie für Wiederverkäufer hoher Rabatt.

Zu beziehen durch die bekannten Kolporteurs und Filial-Expeditionen, sowie durch die

Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek.“
Berlin 80., Elisabeth-Ufer 55.

Zur Beachtung!

Der letzte Halbjahrgang der „Volkstribüne“ (die Nummern von Januar bis 1. Juli 1890 enthaltend), ist in mehreren gut erhaltenen und vollständigen Exemplaren von der Expedition unseres Blattes, Elisabeth-Ufer 55, zu beziehen. — Der Preis des ungebundenen Exemplars beträgt 1,50 Mk.

Berein zur Regelung der gewerblichen Verhältnisse der Töpfer Berlins und Umgegend.

Montag, den 29. September cr., Abends 7½ Uhr,
in Gratweil's Bierhallen, Kommandantenstraße 77-79

Ordentl. Mitglieder-Versammlung.

Tagesordnung:

1. Errichtung eines gemeinsamen Arbeitsnachweises.
2. Verschiedene Vereinsangelegenheiten.

Das Mitgliedsbuch ist vorzuzeigen.

NB. Zu dieser Versammlung sind die Herrn Arbeitgeber schriftlich eingeladen und werden die Mitglieder ersucht, zahlreich zu erscheinen.
Der Vorstand.

Verantwortlicher Redakteur: Conrad Schmidt, Berlin. — Verleger und Drucker: Maurer, Werner, Dimnick, sämtlich in Berlin 80., Elisabeth-Ufer 55.

Der Verein zur Regelung der gewerblichen Verhältnisse der Töpfer Berlins und Umgegend
feiert am 11. Oktober 1890 sein

2. Stiftungsfest

im großen Saale der Brauerei Friedrichshain vorm. Lips
am Königsthor

unter Mitwirkung des Gesang-Verein „Nord“.

Die Musik wird von der Kapelle des Herrn Schonert ausgeführt.

Prolog. Festrede. Ball.

Der Heberschuh ist zu einem wohlthätigen Zweck bestimmt.

Anfang 8¼ Uhr. Entree für Herren 80 Pf., Damen 30 Pf.

Billets sind bei folgenden Komitee-Mitgliedern zu haben: Paul Hoffmann, Remelerstr. 23, Paul Waldan, Adlershof, Genossenschaftsstr. 21, Emil Larson, Friedensstr. 71, Janede, Oderbergerstraße 3, Klische, Webersir. 15a, Engel, Belfortstr. 5, sowie bei sämtlichen Vorstandsmitgliedern, Kollegen und Freunde von Nah und Fern sind freundlichst hierzu eingeladen.

Das Komitee.



Achtung! Arbeiter!

Filiale II W. der Maler und verwandten Berufsgenossen feiert am
30. ds. Mts., im Restaurant Königshof, Bülowstraße 37-40, sein

2. Stiftungsfest

ein allgemeines Arbeiterfest

verbunden mit theatralischen Aufführungen, sowie Aufführungen von lebenden Bildern, dem 1. Oktober angemessen. Prolog von Herrn Auerbach. Wir ersuchen daher alle Arbeiter wie Arbeiterinnen, durch Erscheinen uns zu unterstützen.

Anfang 8¼ Uhr.

Billet à 30 Pf.

Da kein öffentlicher Billetverkauf stattfindet, so bitten wir dieselben bei nachstehenden Adressen vorher zu lösen: Vereinslokal Hammerle, Bülowstr. 59, Königshof, Herrn Antrid, Steinmeyerstr. 60. In sämtlichen Malerfilialen Berlins, sowie in allen mit Plakaten belegten Handlungen.

Das Komitee.